

Eine Veröffentlichung des Forschungsprojekts „Prävention von Re-Viktimisierung bei sexuell missbrauchten jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe (PRÄVIK)“ – gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung

Sexualpädagogik mit Mädchen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben?

Ja, bitte!

Konzept für einen zweitägigen Workshop mit jugendlichen Mädchen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe

TEIL 1

Das Forschungsprojekt



TEIL 2

Sexualpädagogik mit sexuell missbrauchten Mädchen



TEIL 3

Das Workshopkonzept „Ich sag, was ich will“



Inhalt

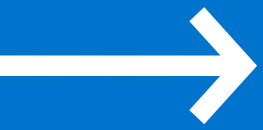
1. Das Forschungsprojekt: „Prävention von Re-Viktimisierung bei sexuell missbrauchten jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe (PRÄVIK)“.	5
1.1 Das Thema des Forschungsprojekts: Re-Viktimisierung nach sexuellem Missbrauch	8
1.2 Ergebnisse der PRÄVIK-Studie	18
1.3 Ein zentrales Ergebnis der PRÄVIK-Forschung zu Re-Viktimisierung: Prävention muss bedarfsgerecht und zielgruppengerecht sein. Anforderungen an die unterschiedlichen Bedarfe sexuell missbrauchter jugendlicher Mädchen	24
2. Sexualpädagogik mit von sexuellem Missbrauch betroffenen Mädchen – ja, bitte! Entwicklung und Evaluation eines sexualpädagogischen Workshops	27
2.1 Die stationäre Jugendhilfe – ein Ort, der viel mit Sexualität zu tun hat	30
2.2 Evaluation der sexualpädagogischen Workshops	34
2.3 Erkenntnisse aus den sexualpädagogischen Workshops für jugendliche Mädchen in der stationären Jugendhilfe	36
3. Und jetzt ganz praktisch: So kann's gehen. Workshop: „Ich sag was ich will“	40
3.1 Konzeptelemente und spezifische Ziele	42
4. Literatur	47

Das hier vorgelegte Konzept eines sexualpädagogischen Workshops für die besondere Zielgruppe der jugendlichen Mädchen, die in der Kindheit sexualisierte Gewalt erlebt haben und die in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe leben, entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts im Rahmen der Förderlinie „Sexueller Missbrauch in pädagogischen Kontexten“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

Autorinnen:

Barbara Kavemann, Sandra Harthun-Palmowski, Bianca Nagel, Silvia Schürmann-Ebenfeld, Stefanie Wagner, unter Mitarbeit von Cornelia Helfferich

Wir danken Anja Henningsen für ihre kritischen Anmerkungen.



1. Das Forschungsprojekt: „Prävention von Re-Viktimisierung bei sexuell missbrauchten jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe (PRÄVIK)“.

Ausgangspunkt für das Forschungsprojekt war der Stoßseufzer der Psychologin einer stationären Wohngruppe für von sexueller Gewalt betroffene Mädchen: „Wie sollen wir die Mädchen schützen, wenn sie sich selbst immer wieder in Gefahr begeben?“ Diese Besorgnis nahm unser Forschungsteam zum Anlass, ein Projekt zum Thema „Prävention von Re-Viktimisierung

sexuell missbrauchter Jugendlicher in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe“ zu beantragen. Das bewilligte Fördervolumen begrenzte unsere Möglichkeiten, wir beschränkten das Vorhaben auf die Zielgruppe der jugendlichen Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren, die vor dem 14. Lebensjahr sexualisierte Gewalt erlebt hatten.

Das Forschungsprojekt PRÄVIK wurde als Kooperation des Sozialwissenschaftlichen Frauenforschungsinstitut Freiburg (SoFFI F.) und des Deutschen Jugendinstituts e.V., München durchgeführt mit einer Laufzeit von 8/2014 bis 5/2017. Durchgeführt wurden sowohl standardisierte Befragungen mit Fragebögen – für Mädchen und für Bezugsbetreuer*innen – als auch qualitative Interviews und innovative visualisierende Erhebungsverfahren. Zusätzlich konnten interessierte Mädchen kostenlos an einem eigens konzipierten sexualpädagogischen Workshop teilnehmen – dessen Konzeption und Ergebnisse in dieser Broschüre zugänglich gemacht werden – und für die Teams der Einrichtungen gab es auf Wunsch eine kostenlose Fortbildung.

Die Ergebnisse des Forschungsprojekts, die die Basis für die Entwicklung des Workshopkonzepts sind, basieren auf der Befragung von 42 jugendlichen Mädchen. Sie wurden im Abstand von ca. zwölf Monaten zweimal interviewt. Zusätzlich wurden fünf Workshops mit insgesamt 23 Mädchen und fünf Fortbildungen mit insgesamt 51 Fachkräften aus neun stationären Einrichtungen ausgewertet. Ergebnisse der qualitativen Auswertung wurden mit einer Runde von Leitungskräften und

pädagogischen Mitarbeiter*innen aus elf stationären Einrichtungen diskutiert. Quantitative Ergebnisse wurden über einen Fragebogen für Mädchen und einen für Bezugserzieher*innen erhoben.

Die vorläufigen Projektergebnisse wurden in einer ganztägigen Diskussionsrunde mit Leitungskräften und Mitarbeiter*innen aus beteiligten Einrichtungen der stationären Jugendhilfe diskutiert.

Die Stichprobe

Erreicht wurden in der ersten Befragung 42 Mädchen aus 19 Einrichtungen. In der zweiten Befragung knapp ein Jahr später konnten 26 Mädchen (62%) erneut befragt werden. In die Stichprobe aufgenommen wurden Mädchen im anvisierten Alter zwischen 14 und 18 Jahren, zusätzlich ein Mädchen mit 13 Jahren und zwei Mädchen mit 19 Jahren, die vom Entwicklungsstand her passten.

18 Mädchen hatten einen Migrationshintergrund, davon acht in erster und zehn in zweiter Generation. Sieben Mädchen befanden sich in einer Berufsausbildung, alle anderen gingen zur Schule – zwei in ein der Einrichtung angegliedertes Internat und zwei in eine gesonderte Beschulung der Kriseneinrichtung.

An der Studie beteiligten sich 19 Einrichtungen der stationären Jugendhilfe aus vier Bundesländern (Bayern, Baden-Württemberg, Berlin, Brandenburg und Hessen), aus insgesamt neun Städten und aus ländlichen Gegenden. Sie repräsentieren eine breite Vielfalt unterschiedlicher Formen der Unterbringung: vier Einrichtungen speziell für Mädchen (zwei Heime, eine Kriseneinrichtung und eine spezialisierte Wohngruppe), ein SOS-Kinderdorf, ein Internat, zwei therapeutische Wohngruppen, Einrichtungen des betreuten Einzelwohnens und sozialpädagogische Jugendgruppen. Einige Einrichtungen nahmen Kinder von Kleinkindalter bis zum Jugendalter auf, andere waren auf Jugendliche und auf Verselbständigungsprozesse zugeschnitten.

Das Kriterium „sexueller Missbrauch“ wurde bewusst offen gehalten und die Definition den Fachkräften (Bezugsbetreuer*innen) überlassen. Diese vermittelten die Mädchen nach der Maßgabe, dass sie von sexuellem Missbrauch der Mädchen bis zum Alter

von 14 Jahren Kenntnis hatten. Entsprechen heterogen sind die genannten Vorkommnisse. Sie reichen von einem Filmen durch den Pflegevater unter der Dusche über eine einmalige Vergewaltigung im Alter von 12 Jahren bis zu langjährigem, früh beginnendem chronischem Missbrauch in der Familie.

Den befragten Mädchen wurde eine Aufwandsentschädigung in Form eines Gutscheins in Höhe von 100 Euro gewährt.

Die am häufigsten genannte Motivation zur Teilnahme war die Aussage, über Forschung zur Verbesserung der Situation sexuell missbrauchter Mädchen beitragen zu wollen, einige nannten ein generelles Interesse an Forschung, sie fanden ein Interview spannend. Drei Mädchen wollten ihre Geschichte erzählen und nutzten das Interview als Gelegenheit, eine fand es gut für ihren Bearbeitungsprozess. Ebenso oft gaben die Mädchen an, die Bezugsbetreuerin habe ihnen die Teilnahme nahe gelegt, weil es gut für sie wäre. Der Gutschein wurde zweimal offen und einmal indirekt als Grund für die Beteiligung genannt. In einem Nachgespräch mit einer Mädcheneinrichtung wurde uns aber vermittelt, dass der Gutschein das Hauptthema zwischen den Mädchen in der Gruppe gewesen sei als eine Art „Erlaubnis“ zum Interview zu gehen und danach darüber zu sprechen. Die Entschädigung für den Aufwand verlieh der Teilnahme an der Erhebung einen anderen Charakter. Es ging dann nicht um Selbstdarstellung als Opfer.

Die Mädchenworkshops

Im Anschluss an eine erste Befragung wurde den Mädchen die Teilnahme an einem sexualpädagogischen Workshop angeboten. Die Workshops fanden meist in den Räumen einer der Einrichtungen statt, aus denen die Mädchen kamen, es konnten sich Mädchen aus mehreren Einrichtungen anmelden. Durchgeführt wurden die Workshops von jeweils zwei erfahrenen Pädagoginnen – einer Sexualpädagogin und einer Pädagogin aus der Mädchenarbeit mit traumapädagogischer Ausbildung. Das Konzept dazu war im Rahmen dieses Forschungsprojekts erarbeitet worden und wurde nun in der Praxis überprüft.

Konzipiert waren zweitägige Workshops. Ein Workshop wurde auf Wunsch der Einrichtung nur eintägig durchgeführt – eine zu hohe Belastung der Mädchen wurde befürchtet – drei fanden an zwei Tagen hintereinander statt und einer an zwei Tagen mit einem Zwischenraum von ca. drei Wochen. Letzteres Vorgehen erwies sich als das Beste.

Die Workshops wurden mit einem Prä- und einem Post-Fragebogen von den Mädchen evaluiert. Im Anschluss wurde ein Auswertungsgespräch mit den beiden Pädagoginnen geführt.

„Wie sollen wir die Mädchen schützen, wenn sie sich selbst immer wieder in Gefahr begeben?“

(Mitarbeiterin in der Jugendhilfe)

1.1 Das Thema des Forschungsprojekts: Re-Viktimisierung nach sexuellem Missbrauch

Unter Re-Viktimisierung wird erneutes Opfer-Werden nach vorherigem Gewalterleben verstanden. Wenn Menschen früh im Leben Gewalt und Übergriffen ausgesetzt sind, bleibt es häufig nicht dabei, sondern es folgen weitere Gewaltsituationen oder Gewaltverhältnisse. Das Risiko, nach dem sexuellen Missbrauch in Kindheit und Jugend erneut Gewalt zu erleben ist hoch. Jugendliche und junge Erwachsene, die als Kind sexuell missbraucht wurden, müssen mit gravierenden psychischen und sozialen Folgen fertig werden. Eine dieser Folgen ist dieses deutlich erhöhte Risiko, erneut sexuelle Übergriffe und sexuelle Gewalt zu erleben. Eine Vorgeschichte von sexueller Gewalt in der Kindheit gilt als der stärkste Faktor für eine Vorhersage von (sexueller) Gewalt im späteren Leben. Verstärkt gilt dies, wenn zur sexuellen Gewalt z.B. Kindesmisshandlung oder Vernachlässigung hinzukommen (Muehlenhard et al. 1998; Arata 2002; Classen et al. 2005). So gesehen ist es nicht überraschend, dass Jugendliche, die ihre Herkunftsfamilie verlassen mussten und in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe leben, zur Gruppe mit einem hohen Risiko für Re-Viktimisierung gehören.

Welche Risiken werden gesehen?

Ein hohes Risiko sexuell missbrauchter Kinder mehrfach und wiederholt Gewalt zu erleben wurde in der Literatur in allen bislang untersuchten Lebensabschnitten gefunden, sowohl im weiteren Verlauf der Kindheit als auch im Jugendalter bzw. Erwachsenenalter. Beispielsweise wurden in einer englischen Studie 140 Kinder einbezogen, die zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre oder jünger waren und alle sexuellen Missbrauch erlebt hatten. Bei einem Follow-Up acht Jahre später hatte

über ein Drittel der Kinder erneute Viktimisierungen erlebt (Frothingham et al. 2000). In einer ähnlich angelegten australischen Untersuchung (Swanston et al. 2002) wurde etwa ein Fünftel sexuell missbrauchter Kinder im Zeitraum von sechs Jahren erneut Opfer von Gewalt. Bei beiden Studien stand erneute sexuelle Gewalt zwar im Vordergrund, es wurden aber auch körperliche Misshandlung und Vernachlässigung einbezogen. Obwohl eine Fremdunterbringung in einigen der hierzu vorliegenden Studien das Risiko weiterer Missbrauchserfahrungen gegenüber missbrauchten Kindern, die in der Herkunftsfamilie verblieben, verminderte, blieb das Risiko eines (erneuten) sexuellen Missbrauchs doch höher als bei Kindern aus der Allgemeinbevölkerung (z.B. Hobbs et al. 1999). Vor diesem Hintergrund müssen sexuell missbrauchte Mädchen und Jungen als besondere Zielgruppe für Sekundärprävention gesehen werden.

Besonders gilt dies für Jugendliche in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe. In Deutschland hat eine von der Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs 2010 in Auftrag gegebene repräsentative Befragung von Einrichtungen der stationären Jugendhilfe gezeigt, dass sich nach Angaben von Leitungspersonen in den vergangenen drei Jahren nahezu die Hälfte der Einrichtungen mit mindestens einem Verdachtsfall auf sexuelle Übergriffe durch Fachkräfte oder andere Kinder bzw. Jugendliche in der Einrichtung auseinandersetzen musste (Helming et al. 2011). Während diese Zahlen generell Anlass geben, um Wege zur Verbesserung des Schutzes von Kindern in Institutionen zu erproben, scheint das Risiko, Opfer sexueller Übergriffe zu werden, doch nicht gleichverteilt. Kinder mit sexualisierten Verhaltensweisen, die besonders häufig nach sexuellem Missbrauch in der Vorgeschichte gezeigt werden, sind

einem besonderen Risiko ausgesetzt (Lepage et al. 2010, Collin-Vézina et al. 2011). Zusammen mit den Befunden zum Re-Viktimisierungsrisiko im weiteren Lebensverlauf und außerhalb von Jugendhilfeeinrichtungen begründen

diese Erkenntnisse gezielte, über generelle Schutzanstrengungen hinausgehende Präventionsanstrengungen mit Kindern bzw. Jugendlichen, die in der Vorgeschichte sexuellen Missbrauch erlebt haben.

Was ist unter Sekundärprävention zu verstehen?

Prävention von sexualisierter Gewalt wird meist unterteilt in Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention.

- Mit Primärprävention werden alle Maßnahmen bezeichnet, die das Entstehen von Gewalt verhindern sollen, also alles, was die Rechte von Kindern stärkt, aufklärt und Information bietet, klarstellt, dass sexueller Missbrauch nicht in Ordnung ist und eine Rechtsverletzung darstellt.
- Sekundärprävention richtet sich an diejenigen, die bereits sexualisierte Gewalt erlebt haben. Es geht darum, die Möglichkeiten zu schaffen, über die Gewalt zu sprechen, Informationen über Unterstützung und Schutz zu geben und den Zugang zu erleichtern, Risiken erneuter Gefährdung abzuklären usw.
- Unter tertiärer Prävention werden in der Regel Unterstützung und Therapie verstanden.

Was hat das Risiko erneuter Gewalt mit den Folgen von sexuellem Missbrauch zu tun?

Forschung zu den Auswirkungen von sexuellem Missbrauch auf die Sexualität und die Gestaltung sexueller Beziehungen fand bislang überwiegend im Kontext von Gesundheitsforschung statt. Eine Übersicht der englischsprachigen Forschungsliteratur (Senn et al. 2008) stellt Ergebnisse zu sexuell riskantem Verhalten – erfasst wurden ungeschützter Sex, häufiger Wechsel von Sexualpartnern, Angebot von Sex gegen Geld oder Drogen und Häufigkeit von Geschlechtskrankheiten – zusammen: Ein statistischer Zusammenhang zwischen sexueller Gewalt in der Kindheit und spezifischem Verhalten bzw. Problemen bei jungen Frauen wird gesehen: jüngerer Alter beim ersten Geschlechtsverkehr, eine große Zahl von Sexualpartnern, Drogenmissbrauch oder Prostitution sowie eine größere Wahrscheinlichkeit, Geschlechtskrankheiten gehabt zu haben. Diese Ergebnisse waren konsistent über unterschiedliche untersuchte

Stichproben hinweg, sowohl Stichproben aus der allgemeinen Bevölkerung als auch von besonders gefährdeten Gruppen (ebenda: 721) oder von Personen mit höherer Bildung (ebenda: 713). Zusätzliche Faktoren, die zu sexuell riskantem Verhalten beitragen können, sind geringe Selbstsicherheit, fehlende Selbstwirksamkeit und Gewalt in intimen Beziehungen (ebenda: 728). Das Risiko wird entsprechend den Kriterien der Gesundheitsforschung dann gesehen, wenn der gewalttätige Partner ungeschützten Sex verlangt und das Mädchen oder die Frau nicht wagt, sich dagegen durchzusetzen. Fall sie als Kind erlebt haben, dass das Offenlegen des Missbrauchs zum Bruch familiärer Beziehungen geführt hat, könnte diese Erfahrung ihr Zögern, auf safer sex zu bestehen, verstärken (ebenda: 729). Sexueller Missbrauch führt dann zu ungeschütztem Sex und mangelnder Verhütung. Unsere Forschung wählt einen Ansatz, der das sexuelle Risiko nicht nur an der Frage der Verwendung von Kondomen festmacht, sondern sexuelle Gewalt in der Beziehung und ungewollte sexuelle Handlungen durch den Partner bzw. die Partnerin in den Mittelpunkt stellt.

Welche Auswirkung kann sexueller Missbrauch auf die Gestaltung von Beziehungen haben?

Auswirkungen von sexueller Gewalt in der Kindheit werden auch in Bezug auf das Bindungsverhalten im Jugend- und Erwachsenenalter gesehen. Sexueller Missbrauch in der Kindheit stellt eine Verletzung, zumindest eine gravierende Gefährdung des Selbstgefühls und der Fähigkeit, Beziehungen zu anderen aufzunehmen, dar. Eine Beeinträchtigung des Bildes von sich selbst und anderen verknüpft mit Vertrauensverlust und möglicherweise Ängsten kann dazu führen, dass positive intime Beziehungen nicht aufgebaut werden können. Forschung weist darauf hin, dass von sexuellem Missbrauch betroffene Kinder und Jugendliche einen unsicheren und vermeidenden oder ängstlichen Bindungsstil entwickeln (Bartholomew und Horowitz 1991; Alexander 1992): Sie sehen sich selbst nicht als liebenswert und bewerten andere Menschen entweder sehr viel positiver oder aber ebenso negativ. Mädchen mit diesen Belastungen können dazu tendieren, zwanghafte sexuelle Aktivität mit häufig wechselnden Partner*innen zu entwickeln, um kurzfristig Intimität zu leben, ohne sich auf Nähe einzulassen, die als gefährlich angesehen wird. Manche gehen sexuelle Beziehungen ein, in denen sie ausgenutzt werden

bzw. erneut Gewalt erleben, und haben große Probleme, sich aus diesen Beziehungen zu lösen (Gold et al. 1999: 463). Oder aber sie vermeiden Sexualität und Intimität. Anhand unseres Interviewmaterials lassen sich beide Tendenzen bestätigen.

Der häufigste Kontext, in dem Mädchen erneut sexualisierte Gewalt erleben, sind ihre sexuellen Beziehungen. Sie berichten in den Interviews häufig von ungewollter Sexualität, die sie hinnehmen, um den Freund nicht zu verlieren, aber auch von Misshandlungen und ausgenutzt werden. Während einige der Ansicht sind, dass sich Gewalt nicht vermeiden lässt, treten andere entschieden gegen Gewalt auf.

„Es wird bestimmt wieder passieren.“

„Wenn man sich einmal hat ausnutzen lassen, dann ist es wahrscheinlicher, dass man sich wieder ausnutzen lässt. Man ist es oft dann schon gewohnt und wüsste nicht wie man da raus kommt.“

„Und dann hat mein Freund gemeint, ja: wenn du nicht das machst, was ich dir sage, dann schlage ich dich. Da meinte ich: wenn du mich schlägst, dann kriegst du 'ne Anzeige am Arsch und ich bin weg.“

Sexuelle Übergriffe unter Jugendlichen

Sexuelle Gewalt geht nicht nur von Erwachsenen aus. Nach sexuellem Missbrauch in der Kindheit erleben Mädchen am häufigsten erneute sexuelle Übergriffe durch Partner und Partnerinnen in intimen Beziehungen. Die häufigsten Risiken für Gewalterleben sind: sexuelle Unsicherheit auf Seiten der Betroffenen, Alkoholkonsum in sexuellen Situationen.

Die häufigsten Risiken für Täter*innenschaft sind: sexuelle Unsicherheit auf Seiten der Täter*innen, Alkoholkonsum in sexuellen Situationen, Akzeptanz von Gewalt in intimen/sexuellen Situationen. (Krahé et al., 2014).

Sexualpädagogik kann nicht alle Probleme lösen, die durch sexuelle Gewalt entstehen, aber sie kann aufklären, Unsicherheiten durch verlässliche Information entgegenwirken und Gewaltakzeptanz reduzieren.



Weiterlesen zum Thema Re-Viktimisierung und Risiken nach sexuellem Missbrauch:

Helfferrich, Cornelia; Kavemann, Barbara (2016). Kein Sex im Kinderheim. Prävention sexueller Gewalt in der stationären Jugendhilfe. In: Sozialmagazin, 41 (7-8), 52-60.

Kavemann Barbara; Helfferrich, Cornelia; Nagel, Bianca (2016). Subjektive Theorien von jugendlichen Mädchen über Re-Viktimisierung nach sexuellem Missbrauch. Eine Untersuchung mit Mädchen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe. In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung. Interdisziplinäre Fachzeitschrift für Prävention und Intervention 19 (2), 124-149.

Helfferrich, Cornelia; Kavemann, Barbara; Kindler, Heinz; Nagel, Bianca; Schürmann-Ebenfeld, Silvia (in Vorbereitung). Reviktimisierung nach sexuellem Missbrauch in einer Hochrisikogruppe. Ergebnisse einer Mixed Methods Studie bei Mädchen und jungen Frauen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. In: Dekker, Arne; Henningsen, Anja; Retkowski, Alexandra; Voß, Heinz-Jürgen; Wazlawik, Martin (Hrsg.): Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten. Aktuelle Forschungen und Reflexionen, Wiesbaden: Springer VS.

Kavemann, Barbara; Graf-van Kesteren, Annemarie; Rothkegel, Sibylle; Nagel, Bianca (2016). Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit. Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben. Wiesbaden: Springer VS.

Weshalb ist das Thema Sexualität im Jugendalter so wichtig?

„Viele in der Kindheit sexuell traumatisierte Mädchen können ihre Symptomatik recht gut kompensieren, werden dann aber bei der Aufnahme sexueller Kontakte nicht selten re-traumatisiert und reagieren mit einer heftigen Symptomatik“ (Schmid 2008).

Zu den Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz zählen psychische und soziale Anforderungen, die an eine Person in diesem Lebensabschnitt gestellt werden; sie definieren die Anpassungs- und Entwicklungsprobleme.

Einen zentralen Stellenwert erhält die Frage der eigenen geschlechtlichen Orientierung und der Sexualität aufgrund der körperlichen Veränderungen und der hormonellen Umstellung in dieser Zeit. Das Erproben von intimen Partnerschaften im Unterschied zu Freundschaften spielt ebenso eine Rolle im Erwachsenwerden. Gleichzeitig ist eine weitere Entwicklungsaufgabe das Herausbilden eines eigenen Werte- und Normensystems (vgl. Hurrelmann 1998). Es ist davon auszugehen, dass Mädchen, die in der Kindheit sexuellem Missbrauch ausgesetzt waren, diesen Entwicklungsaufgaben mit einer schweren Hypothek belastet gegenüberstehen: sie wurden in sexuelle Aktivitäten eingebunden, die weder gewollt noch altersgemäß waren und bei einigen zu traumatischer Sexualisierung führten.

„Entwicklungsaufgaben entstehen in bestimmten Lebensabschnitten des Individuums, von ihrer erfolgreichen Bewältigung hängt Glück und Erfolg bei späteren Aufgaben ab. Entwicklungsaufgaben werden ausgelöst durch die körperliche Entwicklung, sozialen und kulturellen Druck, individuelle Wünsche und Werte. Chronische Belastungen und eine Häufung ungünstiger Ereignisse haben gravierendere Folgen für die Entwicklung als einmalige kritische Lebensereignisse.“

(Flammer und Alsaker 2002)

Diese Übergriffe verstießen gegen geltende Normen und Werte und wurden häufig dennoch tabuisiert, verschwiegen oder den Mädchen angelastet. Sie tragen die Folgen jedweder Art. Das Forschungsprojekt, in dem dieses Workshopkonzept entwickelt wurde, setzte hier an und untersuchte, wie die Entwicklungsaufgabe „Sexualität“ von Mädchen auf dem Hintergrund ihrer Gewalterlebnisse bearbeitet wird. Neben den altersentsprechenden Entwicklungsaufgaben haben die Mädchen zusätzlich das Gewalterleben zu bewältigen, und sie machen Erfahrungen in ersten sexuellen Beziehungen. Diese wiederum gehen sie oft mit Jungen oder Mädchen ein, die sie im Kontext ihres Lebens in Einrichtungen der Jugendhilfe, während Aufenthalt in der Jugendpsychiatrie oder in problematischen Jugendszenen kennengelernt haben, und die ihrerseits ein großes Maß an Belastungen mitbringen.

Zur Entwicklung gehört auch die Kompetenz, sexuelle Bedürfnisse zu verhandeln, innerhalb von festen Beziehungen oder auch bei flüchtigen

Kontakten, die sich als ein Experimentierfeld auftun. Gerade für Mädchen mit einer Geschichte sexuellen Missbrauchs ist die Fähigkeit Wünsche und Grenzen zu thematisieren und zu verhandeln von großer Bedeutung, wie z.B. hinsichtlich des Risikos von Triggern bei bestimmten sexuellen Handlungen, die an den Missbrauch erinnern. Wie alle anderen Jugendlichen auch haben auch sie zu tun mit Erwartungen und Zuschreibungen an Geschlechterrollen, Gruppendruck und kulturell bestimmten Vorgaben, die Auswirkungen auf das sexuelle Lernen und Erleben haben.

Weiterlesen zum Thema sexuelle Entwicklung im Jugendalter:



Mietzel, Gerd (2002). Wege in die Entwicklungspsychologie. Kindheit und Jugend. Weinheim: Beltz.

Menne, Klaus; Rohloff, Jacqueline (2014). Sexualität und Entwicklung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Quindeau, Ilka (2014). Wie kommt die Lust in den Körper? Die psychosexuelle Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen. In: Menne, Klaus; Rohloff, Jacqueline (Hrsg.): Sexualität und Entwicklung, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Komplexe Traumatisierung und das Angebot eines sicheren Ortes

In den letzten Jahren ist die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Traumas und den Folgen von Traumatisierung auch in der Pädagogik verankert worden und hilft zum Verständnis von Belastungen und irritierenden Verhaltensweisen von gewaltbetroffenen Kindern und Jugendlichen. Dies ist ein großer Gewinn für die Unterstützung.

„Andererseits jedoch bringen früh Traumatisierte außergewöhnliche Fähigkeiten hervor und entwickeln z. T. sehr kreative und vitale Überlebensstrategien. Was einst hilfreich war, kann im weiteren Lebensverlauf jedoch wieder destruktiv werden und gravierende chronische Symptome verursachen. Resultat ist häufig ein ausgeklügeltes System vielfältiger somatischer und psychischer Symptome, die die gerade erst entstehende Persönlichkeit entscheidend in der Entwicklung beeinflussen.“ (Gahleitner 2009)

Bei Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe handelt es sich oft um „komplexe Traumatisierung“. Früh im Leben einwirkende Gewalt – sei sie körperliche Misshandlung, psychische Erniedrigungen, sexuelle Übergriffe und Vergewaltigung oder die Konfrontation mit Gewalt gegen nahestehende Personen wie Mutter oder Geschwister – hat starken Einfluss auf die Entwicklung eines Kindes.

Das Gefühl von Sicherheit in der Welt mit den Bezugspersonen wird tief erschüttert oder kann kaum entstehen. Die hervorgerufenen Belastungen müssen soweit bewältigt werden, dass

das Weiterleben in Verhältnissen, aus denen Kinder sich nicht aus eigener Kraft lösen können und dürfen, machbar wird. Mädchen und Jungen entwickeln dann eine Vielzahl an Symptomen, die meist „Auffälligkeiten“ genannt werden, womit bereits ausgedrückt wird, dass das Kind aus dem Rahmen fällt und Probleme selbst verschuldet. Die Anpassungsleistung traumatisierter Kinder wird oft nicht erkannt und gewürdigt, die Reaktionen der Umwelt führen zu Re-Traumatisierung (Herman 1993).

Im Jugendalter wird dann oft spürbar, dass die Anpassungsleistung nicht dauerhaft Erfolg hat und Bewältigungsstrategien können sich als destruktiv erweisen. Wenn sich keine Erfahrungen machen lassen, die dem Gewalterleben entgegenstehen, die Wahrnehmung der Welt korrigieren und Geborgenheit vermitteln, dann verschlechtert sich die Verfassung Betroffener in der Adoleszenz mit ihren körperlichen Umbrüchen und Herausforderungen an Weiterentwicklung oft dramatisch.

Jugendliche sind dann manchmal bereits in einer Situation angekommen, in denen ihnen viel Ablehnung und Ausgrenzung entgegengebracht wurde, oft haben sie erste Suizidversuche und Alkoholabstürze und Aufenthalte in der Jugendpsychiatrie hinter sich und sie begegnen Erwachsenen und dem System der Jugendhilfe mit viel Misstrauen.

Jugendhilfe ist gefordert, den Jugendlichen einen sicheren Ort zu schaffen. Vor allem die Etablierung von traumapädagogischen Kompetenzen (Schmid 2008) in der stationären Jugendhilfe kann hier der Weg sein und stellt ein wichtiges Ziel der kommenden Jahre dar.

Ein förderliches traumapädagogisches Milieu steht im Gegensatz zu dem traumatisierenden Umfeld, aus

dem viele Kinder und Jugendliche in die Einrichtungen der stationären Jugendhilfe kommen. Es ist eine Aufgabe für Leitung und Team, die Bedingungen und das Klima einer Einrichtung oder einer Wohngruppe so zu gestalten, dass sie als sicher empfunden werden kann und damit die Voraussetzungen schafft, dass Jugendliche ihre Symptome loslassen können.

Traumatisierendes Umfeld	Förderliches traumapädagogisches Milieu
<ul style="list-style-type: none"> → Unberechenbarkeit → Einsamkeit/Isolation → Nicht gesehen, nicht beachtet, nicht gehört werden → Geringschätzung → Bedürfnisse werden missachtet → Ausgeliefert sein / andere bestimmen absolut über mich → Abwertung und Bestrafung → Keine adäquate Förderung – häufige Überforderungs- oder Unterforderungs-situationen → Leid 	<ul style="list-style-type: none"> → Transparenz / Berechenbarkeit → Beziehungsangebote → Beachtet werden / wichtig sein → Wertschätzung (auch er individuellen Besonderheit) → Bedürfnisorientierung → Mitbestimmen können / Partizipation an Entscheidungen → Ermutigung und Lob → Individuelle, dem Entwicklungsstand angemessene Förderung → Freude <p style="text-align: right;"><i>(Schmid 2013: 57)</i></p>

Zu einer angemessenen Förderung, der Anerkennung von Bedürfnissen, der Ermutigung und den Beziehungsangeboten gehört auch ein emanzipatives sexualpädagogisches Angebot für die Jugendlichen. Sie ist Teil eines pädagogischen Konzepts, das traumatische Sexualisierung in all ihren Formen als Folge von sexualisierter Gewalt ernst nimmt.

Weiterlesen zum Thema Traumapädagogik:



Gahleitner, Silke B.; Hensel, Thomas; Baierl, Martin; Kühn, Martin; Schmid, Marc (2014). Traumapädagogik in psychosozialen Handlungsfeldern. Ein Handbuch für Jugendhilfe, Schule und Klinik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht

Schmid, Marc (2008). Entwicklungspsychopathologische Grundlagen einer Traumapädagogik. In: Trauma & Gewalt, 2 (4), 2-2

Es geht nicht nur um psychische sondern auch um soziale Folgen der Gewalt

Neben den psychischen Folgen und intrapsychischen Prozessen der Bewältigung von Gewalterleben und Trauma fehlt es jedoch an Aufmerksamkeit für die Bedeutung des sozialen Kontextes, in dem von sexueller Gewalt Betroffene die Auseinandersetzung mit ihren Erlebnissen und mit den Reaktionen ihres sozialen Umfelds führen. Eine soziologische Annäherung liegt im Konzept der Stigmatisierung vor (Goffman 1975), das von Kavemann et al. (2016a) bei der Analyse von Interviews mit Frauen und Männern, die als Kind sexuell missbraucht worden waren, genutzt wurde. Dieses Konzept ist auch für das Verstehen der Mädchen und jungen Frauen geeignet.

Sowohl in den Interviews als auch in den subjektiven Theorien finden sich Hinweise auf Stigmatisierung und auf den Vorgang der Selbst-Stigmatisierung, aber auch der Widerständigkeit gegen Stigmatisierung. Die Zuschreibung von „anders“ sein und weniger wert sein ist sowohl mit sexuellem

Missbrauch als auch mit dem Leben im Heim – und bei vielen mit temporären Aufenthalten in der Jugendpsychiatrie – verknüpft: das Stigma als Opfer und das Stigma als Heimkind. Dazu kommt oft ein sexuell problematisches Verhalten, das keineswegs selbstverständlich als eine Folge der Gewalt identifiziert wird, sondern häufig den Mädchen als Fehlverhalten angelastet wird: sie machen Probleme in der Einrichtung, sie verletzen die Regeln, sie betrinken sich, nehmen Drogen, sie verhalten sich provokativ, sie begeben sich in gefährdende und riskante Situationen und Beziehungen.

Mädchen, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, sehen sich selbst oft als „anders“ als die anderen und verstehen das als Risiko.

„Ja, ich glaube, dass die Männer dann merken, dass es da eine Schwäche gibt, und die das ausnutzen.“ (16-Jährige)

Was ist unter Stigmatisierung zu verstehen?

Stigma bedeutet die Abwertung und Ausgrenzung von Personen aus der Allgemeinheit und „Normalität aufgrund einer Eigenschaft oder einer Erfahrung, die sie von anderen unterscheidet und die von der Mehrheit abgewehrt wird. Ausschlag geben ist die Tatsache, dass die Diskrepanz zu dem, was als „normal“ angesehen wird, sichtbar oder bekannt ist. Dann „beschädigt sie seine soziale Identität; sie hat den Effekt, dieses Individuum von der Gesellschaft und von sich selbst zu trennen, sodass es dasteht als eine diskreditierte Person angesichts einer sie nicht akzeptierenden Welt.“ (Goffman 1975)

Stigmatisierung kann Folgen haben, die den Traumafolgen ähneln. Das Gefühl „anders“ zu sein, kann große Einsamkeit bedeuten, die ablehnenden Reaktionen des sozialen Umfeldes verstärken durch die Gewalt verursachte psychische Probleme. In beiden Fällen ist die Unterstützung beim Aufbau verlässlicher, vertrauensvoller Beziehungen zentral für die Verbesserung der Lebenssituation.

Es stellt sich dringend die Frage nach einer geeigneten Sekundärprävention.

Weiterlesen zum Thema Stigmatisierung:

Goffman, Erving (1975). Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kavemann, Barbara; Graf-van Kesteren, Annemarie; Rothkegel, Sibylle; Nagel, Bianca (2016a): Erin-nern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit. Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben. Wiesbaden: Springer VS.

Andresen, Sabine (2016) Sehen und gesehen werden. Unsere Bilder von Betroffenen. In: BZgA (Hg.) Respekt! Schulen als ideale Orte für Prävention von sexualisierter Gewalt. Eine Handreichung. Köln

Folgen von Re-Viktimisierung

Re-Viktimisierung ist mit starken Belastungen verbunden: Jugendliche, die erneut bzw. immer wieder Opfer von sexueller Gewalt werden, können Probleme in sozialen und intimen Beziehungen entwickeln. Die Bewältigung der erlebten Gewalt fällt schwerer, Affekt-Regulation gelingt oft nicht. Sie entwickeln häufig mehr Gefühle von Selbstbeschuldigung und Schamgefühle. Selbstwirksamkeit wird seltener erlebt, Stigmatisierung und Trauma führen zu einem ausgeprägten Gefühl, anders als die anderen zu sein, mit einem Makel behaftet zu sein.

Jugendliche mit einer Geschichte von Re-Viktimisierung haben häufiger eine psychiatrische Diagnose, Probleme mit Abhängigkeitserkrankungen, Verhaltensstörungen und kognitive Probleme. Die starken psychischen Belastungen, die durch die Wiederholung von sexueller Gewalt entstehen, können somit gleichzeitig als Risiko für Re-Viktimisierung und als Folge von (Re-)Viktimisierung gesehen werden.

Neben therapeutischer Unterstützung ist eine traumapädagogische Begleitung in den Einrichtungen erforderlich.

Weiterlesen zum Thema traumatische Folgen von sexuellem Missbrauch und Traumapädagogik

Schmid, Marc (2008). Entwicklungspsychopathologische Grundlagen einer Traumapädagogik. In: Trauma & Gewalt, 2 (4), 2-23.

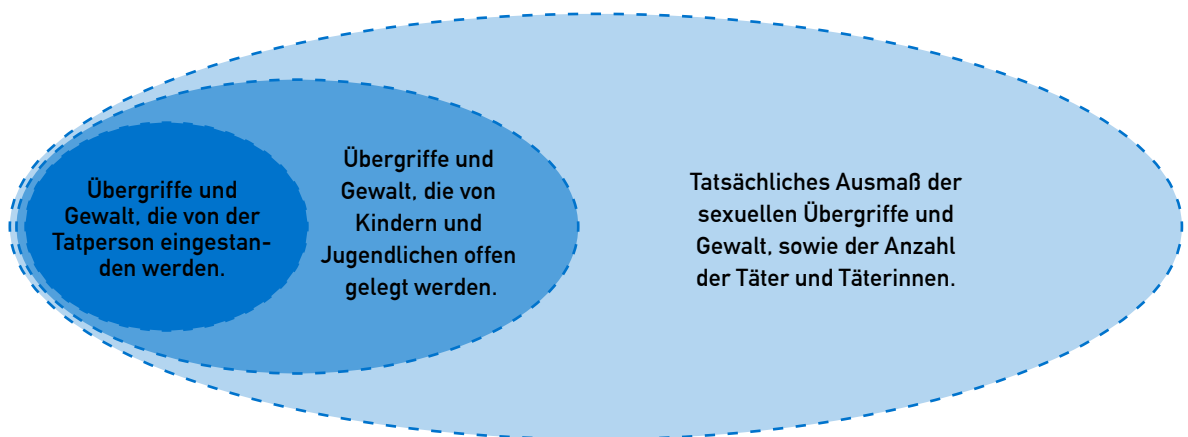
Gahleitner, Silke B.; Hensel, Thomas; Baierl, Martin; Kühn, Martin; Schmid, Marc (2016). Traumapädagogik in psychosozialen Handlungsfeldern. Ein Handbuch für Jugendhilfe, Schule und Klinik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Schmid, Marc (2013a). Psychisch belastete Kinder in der Heimerziehung. Eine kooperative Herausforderung. In: Integras (Hrsg.): Leitfaden Fremdplatzierung, 142-160.

Sexueller Missbrauch wird Erwachsenen eher selten bekannt.

Mädchen und Jungen zögern, sich Erwachsenen mitzuteilen, wenn sie sexuelle Übergriffe oder sexuelle Gewalt erlebt haben. Schwedische Forscher*innen (Pribe und Svedin 2008) befragten über 1000 Mädchen und über 500 Jungen zu ihren Erlebnissen. 81% der Mädchen und 69% der Jungen hatten die Übergriffe anderen offenbart, beide sprachen ganz überwiegend mit Gleichaltrigen. Nur wenige hatten sich an Professionelle gewandt und in noch

viel weniger Fällen war der Missbrauch Polizei oder Gericht bekannt geworden. Die Autor*innen halten fest, dass sexuellen Missbrauch offenzulegen ein komplexer Vorgang ist, der weitgehend vor der Gesellschaft der Erwachsenen verborgen bleibt, vor allem vor denjenigen, die am ehesten helfen könnten: Professionelle und Rechtssystem. Als Konsequenz fordern sie breit angelegte Information und Prävention für alle Kinder und Jugendliche, damit betroffene Mädchen und Jungen von Gleichaltrigen unterstützt werden können, wenn sie sich ihnen anvertrauen.



Eine weitere Studie (Kavemann et al. 2016a) kommt zu dem Ergebnis, dass das Offenlegen von sexuellem Missbrauch ein Prozess ist, der von vielen unterschiedlichen Faktoren und Motiven abhängt und häufig negative Reaktionen und Stigmatisierung nach sich zieht. Die befragten Frauen und Männer berichteten von Verleugnungen und Beschuldigungen durch Angehörige und Bekannte.

Weiterlesen zum Thema Häufigkeit und Verbreitung von sexuellem Missbrauch

Jud, Andreas (2008). Sexueller Kindesmissbrauch – Begriffe, Definitionen und Häufigkeiten. In: Fegert, Jörg M.; Hoffmann, Ulrike; König, Elisa; Niehues, Johannes; Liebhardt, Hubert (Hrsg.): Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich. Berlin und Heidelberg: Springer, 41-49.

1.2 Ergebnisse der PRÄVIK-Studie

Was haben die Mädchen erlebt? Wie sehen ihre Chancen aus?

Die befragten Mädchen der PRÄVIK-Studie wiesen insgesamt eine ausgesprochen hohe Gewaltbelastung auf. Neben der erlebten sexualisierten Gewalt wurden vier weitere Gewaltformen erhoben, die die Mädchen bis zu ihrem 14. Lebensjahr erlebt haben: physische Gewalt durch erwachsene Bezugsperson(en), miterlebte Gewalt zwischen erwachsenen Bezugsperson(en), emotionaler Missbrauch sowie Vernachlässigung. Es zeigte sich, dass der überwiegende Teil von mehreren dieser Gewaltformen betroffen war (Poly-Viktimisierung). So erlebten über vier Fünftel der Befragten (36 Mädchen) vier oder sogar fünf, alle weiteren Mädchen (5 Befragte) mindestens eine der erfragten Gewaltformen. Auch berichteten die Mädchen zum größten Teil von schweren physischen Gewalterfahrungen und starkem emotionalem Missbrauch, während die Vernachlässigung eher moderat war.

Die befragten Mädchen zeigten des Weiteren eine starke Traumatisierung. In Gegenüberstellung mit einer vermeintlich unbelasteten Vergleichsstichprobe von 185 Mädchen, die eine weiterführende Schule oder Berufsschule besuchten, wiesen über die Hälfte der Prävik-Mädchen klinisch relevante, also behandlungsbedürftige Symptome in den Bereichen Angst, Depression, Dissoziation, Posttraumatischer Stress sowie Belastung durch Sexualität auf. Auch im Vergleich mit einer ebenfalls durch sexualisierte und/ oder körperliche Gewalt belastete Stichprobe gemischt-geschlechtlicher Jugendlicher, die bei einer Trauma-Ambulanz vorstellig wurden (n=55), lagen die erhobenen Werte der Prävik-Mädchen in allen Bereichen über dem Durchschnitt der klinischen

Vergleichsstichprobe. Dies zeigt, dass die hier befragten Mädchen ähnlich und sogar noch stärker belastet waren als die befragten Jugendlichen der Trauma-Ambulanz.

Neben den Mädchen selbst wurden des Weiteren ihre jeweiligen Bezugsbetreuer*innen in den Einrichtungen gebeten, ihre Beobachtungen und Einschätzungen zum allgemeinen Verhalten und Entwicklungsverlauf der Prävik-Mädchen mithilfe eines international weit verbreiteten Fragenbogens anzugeben (CBCL 4/18). 36 der befragten Bezugsbetreuer*innen beantworteten die Fragen ausreichend, um eine Auswertung vornehmen zu können. Auf Grundlage dieser Fremdeinschätzung wiesen vier Fünftel der Prävik-Mädchen (30 Mädchen) behandlungsbedürftige, auf sich selbst gerichtete Verhaltensweisen auf, die einen Risikofaktor für die Entwicklung ängstlich-depressiver Störungen, Einsamkeit und Selbstwertprobleme darstellen (internalisierende Verhaltensweisen).

Ein auffällig externalisierendes, also nach außen gerichtetes Verhalten, demonstriert durch aggressives und dissoziales Verhalten, das einen Risikofaktor für Verhaltensstörungen und Dissozialität bedeutet, zeigten nach Angabe der jeweiligen Bezugsbetreuer*innen über die Hälfte der Mädchen (20 Mädchen). Weitere vier Mädchen wurden als grenzwertig eingeschätzt. Den Mädchen wurde seitens ihrer jeweiligen Bezugsbetreuer*innen also mehrheitlich ein auffälliges, behandlungsbedürftiges Verhalten attestiert. Dies deutet darauf hin, dass Bezugsbetreuer*innen somit durchaus in der Lage sind, den Unterstützungsbedarf der ihr anvertrauten, stark gewaltbelasteten und traumatisierten Mädchen zu erkennen.

Welche Risikoelemente lassen sich bei den Mädchen erkennen?

Um die Ausprägung von Risikomeerkmalen bei den Mädchen zu erfassen, die nach aktueller Forschung mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von Viktimisierung einhergehen, wurden zum einen die Mädchen selbst und zum anderen erneut die Bezugsbetreuer*innen nach ihren dies-bezüglichen Beobachtungen gefragt.

Die Mädchen wurden gebeten, einen Fragebogen zu sexuellen Skripts auszufüllen (Krahé et al. 2004). Sexuelle Skripts lassen sich fassen als individuelle Verhaltensdrehbücher für sexuelle Handlungen und die Verarbeitung sexueller Stimuli. Der eingesetzte Fragebogen untersuchte die verinnerlichteten Handlungsabläufe für freiwillige und unfreiwillige sexuelle Interaktion und betrachtete insbesondere Risikoelemente, die unfreiwillige sexuelle Interaktion begünstigen können. Es wurde angenommen, dass sich die sexuellen Skripts der Prävik-Mädchen aufgrund ihrer sexualisierten Gewalterfahrung von sexuellen Skripts anderer Mädchen unterscheiden, die diese Erfahrungen nicht machen mussten. In Gegenüberstellung mit einer Vergleichsstichprobe von 83 Mädchen annähernd gleichen Alters einer deutschen Oberschule wiesen die Prävik-Mädchen tatsächlich ein signifikant höheres Risikoverhalten in Bezug auf Alkohol- und Drogenkonsum sowie im Rahmen uneindeutiger Kommunikation auf. Letzteres bezieht sich auf das Verhalten der Mädchen, einer sexuellen Interaktion zuzustimmen, obwohl sie das eigentlich nicht möchten (compliance-Verhalten). Ein weiterer signifikanter Unterschied ergab sich bei der Erhebung normativer Akzeptanz von Risikoelementen im Rahmen einer sexuellen Interaktion.

Die Prävik-Mädchen stimmten ungleich mehr zu, dass es bspw. okay ist, wenn ein Mädchen schon am ersten Abend mit einem Jungen*Mädchen schläft oder dass es dazu gehört, dass von Seiten des Mädchens und des*der Partner*in im Rahmen einer sexuellen Interaktion Alkohol getrunken wird als es die Mädchen der Krahé-Stichprobe taten. Insgesamt wurden also Tendenzen erkennbar, dass die Prävik-Mädchen im Rahmen von sexuellen Interaktionen ein signifikant höheres Risikoverhalten aufwiesen als die Mädchen der Vergleichsstichprobe.

Um einen Einblick darüber zu erhalten, inwieweit die jeweiligen Bezugsbetreuer*innen in der Lage sind, insbesondere sexuelles Risikoverhalten der Mädchen zu beobachten und einzuschätzen, wurde ein weiterer Fragebogen eingesetzt (ACSBI-P). Dieser besteht aus fünf Skalen, wobei die Skala „Sexuelle Missbrauchsrisiken“ von besonderem Interesse war, da Verhaltensauffälligkeiten in diesem Bereich auf ein höheres Missbrauchsrisiko hinweisen können. Während die Bezugsbetreuer*innen bei fast zwei Fünftel der Mädchen (13 Mädchen) keine diesbezügliche Auffälligkeit beobachtet hatten, zeigten jedoch fast drei Fünftel (19 Mädchen) manchmal und ein Fünftel (8 Mädchen) oft ein sexuell auffälliges Missbrauchsrisikoverhalten. Lediglich ein Mädchen zeigte dieses Verhalten sehr oft. Demnach wurde über der Hälfte der Mädchen ein manchmal bis häufig sexuell auffälliges Verhalten attestiert, das Missbrauchsrisiken beinhaltet. Auch hier zeigte sich ein Zusammenhang in der Selbst- wie Fremdeinschätzung des sexuellen Risikoverhaltens: Mädchen, die in den sexuellen Skripts ein ausgeprägteres sexuelles Risikoverhalten angaben, bekamen auch von ihren Bezugsbetreuer*innen ein Verhalten zugeschrieben, das sexuelle

Missbrauchsrisiken begünstigen kann. Dies deutet darauf hin, dass Bezugsbetreuer*innen sexuelles Risikoverhalten beobachten können, was Voraussetzung für ein gegebenenfalls intervenierendes Eingreifen bzw. ein Unterstützungsangebot ist.

Welche Zusammenhänge lassen sich zwischen erlebter Gewalt, Traumatisierung und Re-Viktimisierungsrisiken feststellen?

Tatsächlich ließen sich Zusammenhänge zwischen der geschilderten Gefährdungserfahrung und der psychischen Belastung der befragten Mädchen aufzeigen: So verhielten sich Mädchen, die schwere sexuelle und/oder physische Gewalt erfahren haben, aggressiver und dissozialer. Dieses Verhalten wiederum begünstigte sexuelles Risikoverhalten aus der Selbstwie Fremdsicht. Die Ergebnisse weisen zudem darauf hin, dass einige Mädchen klinische Unterstützung benötigen, um sich besser schützen zu können, sie ist jedoch nicht als alleinige Lösung für eine Verringerung des selbst geschilderten oder von außen beobachteten sexuellen Risikoverhaltens zu verstehen. Nur sehr schwache Zusammenhänge ließen sich direkt zwischen der berichteten Gewalterfahrung und den Re-Viktimisierungsrisiken nachweisen.

Was glauben die Mädchen? Was denken sie?

Die narrativen Interviews der hier vorgestellten Studie wurden durch eine innovative Erhebungsmethode ergänzt: die Visualisierung subjektiver Theorien (VSTs). Hier wurden die Mädchen als Expertinnen für ihre eigene Lebenssituation befragt, um herauszufinden, welche subjektive Theorien und Erklärungen sie zu den Themen Re-Viktimisierung und sexuelle Gewalt entwickelt haben.

„Wenn man sich zu knapp anzieht, wenn man sich halt bisschen nuttig benimmt in der Öffentlichkeit, wenn man jedem irgendwie zuzwinkert, zulächelt. Wenn man dann auch so freizügige Bilder schickt, dann muss man sich echt nicht wundern, wenn da irgendwie sowas zustande kommt.“

(16jährige)

Sie machten Aussagen zu den Folgen von sexuellem Missbrauch, sowohl zu Angst (z.B. vor Männern, vor dem Bekanntwerden des Missbrauchs) und sozialer Isolierung, aber auch zu Folgen der Gewalt auf die Beziehungsgestaltung und die Sexualität. Sie thematisierten Scham, Schuldgefühle und Traumafolgen, aber auch eigene Gewalttätigkeit.

Die Ursachen von sexuellem Missbrauch und sexueller Gewalt sahen sie teilweise auf der Täterseite in (biologischen) Annahmen von männlicher Überlegenheit und Triebhaftigkeit sowie der Theorie, dass Täter*innen oft selbst Betroffene seien oder dass Täterschaft in Krankheit oder Alkohol- und Drogenkonsum begründet liege.

„Manche sind doch wirklich selber dran schuld, dass sie vergewaltigt werden. Wenn man da fast im Schlüpfert draußen rumrennt und am besten noch keinen BH an hat und alles, da braucht man sich irgendwann nicht mehr wundern, wenn ein Mann nicht widerstehen kann, ein Mann ist auch nur ein Mann, der hat auch einen sexuellen Trieb.“ (19-jährige)

Sie sahen sie aber auch auf der Opferseite und formulierten viele Risikofaktoren. Als besonders großes Risiko sahen sie freizügige Kleidung, durch die Männer sich provoziert fühlten und gutes Aussehen allgemein. Es liege in der Verantwortung der Frau sich zu schützen und nachts allein „dunkle Orte“ zu meiden. Eigene (sexuelle) Aktivität oder flirten (auch ausgelöst durch eigenen Alkoholkonsum) wurden allgemein als riskant bewertet, Verantwortung wurde überwiegend bei Frauen und Mädchen verortet, den Männern wurde kaum Verantwortung zugesprochen. Die Theorien der Mädchen reproduzieren zum Teil populäre Vergewaltigungsmythen.

Einige Mädchen formulierten Strategien, mit denen man sich schützen kann (z.B. Selbstverteidigung lernen oder das Sexualität vermeiden), andere gingen davon aus, dass einen vor Fremdtätern ohnehin nichts schützen könne. Ein wichtiges Thema war Vertrauen, das durch den Missbrauch verloren geht. Eine Interviewpartnerin sagte: „Alles resultiert eigentlich daraus, dass man das Vertrauen nicht nur an den Menschen, sondern meistens auch an das Gute oder daran, dass man irgendjemandem vertrauen kann, verloren hat und dann steht man eben allein da und ist ziemlich einsam und das kann eben auch zu Problemen in kommenden Beziehungen führen und dazu, dass man sich schneller an die

falschen Leute wendet.“

Sie wurden außerdem explizit zum Thema Re-Viktimisierung befragt. Einige der Mädchen gingen davon aus, dass eine Re-Viktimisierung unvermeidbar sei, das sahen sie u.a. in „Signalen“ bzw. einer „Ausstrahlung“ begründet, die von Opfern gesendet und von Tätern erkannt werden. Andere sahen Veränderungspotential, wenn man z.B. den Missbrauch gut verarbeite oder nahmen an, dass gerade Betroffene später weniger Gewalt erleben, da sie „vorsichtiger sind und Menschen schneller durchschauen“.

„Ich würd schon sagen, denn wenn man sich einmal hat ausnutzen lassen, dann ist es wahrscheinlicher, dass man sich wieder ausnutzen lässt. Einmal ist man es oft dann schon gewohnt und wüsste nicht wie man da raus kommt.“ (16-jährige)

Der Kontext, in dem Re-Viktimisierung thematisiert wurde, waren hauptsächlich sexuelle Beziehungen. Dabei vermuteten einige der Interviewpartnerinnen, dass es eine Folge des erlebten Missbrauchs sei, destruktive Beziehungen einzugehen bzw. nicht in der Lage zu sein sie rechtzeitig zu verlassen.

“Das passiert indem sie nicht sagt was sie mag und was sie nicht mag, indem der Freund auch nicht ihre Wünsche respektiert. Es kann ja auch sein, dass der Freund dann denkt das ist ja was ganz normales und sie sagt wiederum, dass es grad für sie Missbrauch ist.“

(16-jährige)

Andere sahen Re-Viktimisierung in Beziehungen eher als ein Missverständnis in Beziehungen, das zustande komme, wenn Mädchen dem Partner nichts von dem sexuellen Missbrauch erzählen, versuchen eine „normale“ Sexualität mit ihm zu haben und dann durch Berührungen getriggert werden, die sie an die sexuellen Handlungen der Person erinnern, die sie missbraucht hat. Die Verantwortung für die Kommunikation in diesen Beziehungen verorteten sie bei sich.

Was bedeutet das für Schutz- und Präventionskonzepte in Einrichtungen?

„Pädagogische Einrichtungen sind beauftragt und verpflichtet für die Erziehung, das Wohlergehen, für die psychische und psychische Integrität der Kinder und Jugendlichen zu sorgen, sowie Schutz, Sicherheit und Vertrauen zu bieten.“ (Böllert 2014: 7)

Voraussetzung für die Betriebserlaubnis einer Einrichtung, in der Kinder oder Jugendliche ganztägig oder für einen Teil des Tages betreut werden oder Unterkunft erhalten, ist, dass das Wohl der Kinder und Jugendlichen in der Einrichtung umfassend gewährleistet ist. Dazu muss vom Einrichtungsträger u.a. nachgewiesen werden, dass die dem pädagogischen Zweck und der Konzeption der Einrichtung entsprechenden räumlichen, fachlichen, wirtschaftlichen und personellen Voraussetzungen erfüllt werden. Außerdem müssen seit Inkrafttreten des Kinderschutzgesetzes zum Schutz und zur Sicherung der Rechte von Kindern und Jugendlichen ein Beteiligungs- und Beschwerdekonzzept sowie ein Präventions- und Schutzkonzept vorgelegt werden.

Beteiligungs- und Beschwerdekonzeppte sind wichtige Instrumente, um

Übergriffen innerhalb der Einrichtung vorzubeugen. Sie sind zudem integraler Bestandteil eines Schutzkonzepts. Als gleichwertiger Bestandteil ist ein emanzipatives sexualpädagogisches Konzept zu sehen. Alle gemeinsam wirken präventiv und sekundärpräventiv, was angesichts der Vorbelastungen und der Biographien der Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe besonders wichtig ist.

Weiterlesen zum Thema Schutz- und Präventionskonzepte in Einrichtungen der Jugendhilfe

Eberhardt, Bernd; Naasner, Annet; Nitsch, Matthias (Hrsg.) (2016). Handlungsempfehlungen zur Implementierung von Schutzkonzepten in Einrichtungen der Kinder-, Jugend und Behindertenhilfe, Erfahrungen und Ergebnisse der Bundesweiten Fortbildungsoffensive 2010–2014 zur Stärkung der Handlungsfähigkeit (Prävention und Intervention) von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Kinder- und Jugendhilfe zur Verhinderung sexualisierter Gewalt, Köln: DGfPI.

https://dgfpi.de/tl_files/pdf/bufo/2016-08-26_BuFo_Abschluss_2016.pdf

Fegert, Jörg, M.; Hoffmann, Ulrike; König, Elisa; Niehues, Johanna; Liebhardt, Hubert (Hrsg.) (2015). Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich. Berlin, Heidelberg: Springer.

Die Ergebnisse des Forschungsprojekts zu Prävention von Re-Viktimisierung nach sexuellem Missbrauch mit jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe (PRÄVIK) zeigen unterschiedliche Muster von Risiken, die vom Gewalterleben in der Missbrauchssituation zum Umgang mit unterschiedlichen Re-Viktimisierungsrisiken führen.

Unter Prävention sexuellen Missbrauchs wird in der Regel Basisprävention verstanden: Kindern und Jugendlichen wird altersgemäß vermittelt, dass sie Rechte haben, dass niemand ihnen Gewalt antun darf, dass Sexualität ihre Privatsache ist und keiner sie ausnutzen oder zu sexuellen Handlungen zwingen darf und dass sie ein Recht auf Hilfe haben. Grundbotschaften von Prävention lauten: „Mein Körper gehört mir“, „Ich werde es weitersagen“. Kinder lernen Gefühle zu erkennen und zu benennen - Freude, Trauer, Wut, Angst, Scham, Ekel, Stolz, verliebt sein – sowie neben eindeutig positiven oder negativen Gefühlen auch ambivalente Zustände zu begreifen.

Der häufigste Kontext von Re-Viktimisierung bei jugendlichen Mädchen sind ihre sexuellen Beziehungen. Für den in der Adoleszenz wichtigen Entwicklungsbereich „Sexualität“ konnten aus Interviews mit Mädchen idealtypisch vier Muster herausgearbeitet werden, an deren Ende ein unterschiedlich großes Risiko steht. Während die ersten drei als Problembeschreibungen von nicht adaptiven Coping-Strategien bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe von Sexualität unter der Bedingung Missbrauchserfahrung zu verstehen sind, stellt das vierte ein eher adaptives Coping dar. Diese vier Muster richten an Schutz und Sekundärprävention unterschiedliche Anforderungen.

1.3 Ein zentrales Ergebnis der PRÄVIK-Forschung zu Re-Viktimisierung:

Prävention muss bedarfsgerecht und zielgruppengerecht sein.

Anforderungen an die unterschiedlichen Bedarfe sexuell missbrauchter jugendlicher Mädchen



Ausgehend von sexuellem Missbrauch mit der Folge traumatischer Sexualisierung führt die Entwicklung des ersten Musters zu einem undeutlichen Konzept von Grenzen in sexuellen Beziehungen. Mädchen sehen dann Übergriffe nicht unbedingt als Gewalt an bzw. zeigen riskantes sexuelles Verhalten in Form von rasch wechselnden Partnern, Sex unter Alkohol und Drogen, Zulassen ungewollter sexueller Kontakte und sexueller Handlungen oder Normalisierung von Schmerzen beim Sex. Häufig finden sich Poly-Viktimisierung, (invasiver) familiärer, früher Missbrauch, häufige Einrichtungswechsel, psychiatrische Auffälligkeiten wie Borderline, Dissoziation, Selbstverletzung, Suizidalität, Klinikaufenthalte u.a.

Zu ihrem Schutz werden pädagogische Konzepte und eine Ausstattung der Jugendhilfe benötigt, die über ausreichend therapeutische und traumapädagogische Versorgung und ein emanzipatives Konzept von Sexualpädagogik verfügen, um diese

stark belastete und „schwierige“ Gruppe in den Einrichtungen zu halten und ihnen die Beziehungsabbrüche durch häufigen Einrichtungswechsel zu ersparen und verlässliche Beziehungen zu ermöglichen. Aufgabe einer bedarfsgerechten Sekundärprävention wäre die Vermittlung von Verstehen was Intimität bedeutet, Verstehen wie Gewalt sich von Liebe unterscheidet, Verbindung von Liebesbeziehung und Sexualität, Nähe aushalten können, Erkennen und Vermeiden von Gewalt und Ausbeutung in Beziehungen mit dem Ziel einer sicheren und selbstbestimmten Sexualität.



Das zweite Muster geht ebenfalls von einer traumatischen Sexualisierung aus. Der Kontext von Re-Viktimisierung sind auch hier die sexuellen Beziehungen der Mädchen. In dieser Gruppe verfügen die Jugendlichen zwar über ein Konzept von Grenzen, können diese aber nicht durchsetzen und nehmen ungewollte sexuelle Handlungen in Kauf. Sie sind sich der Grenzverletzungen bewusst, scheitern aber an einer

sicheren Gestaltung der Beziehungen. Sie haben oft Poly-Viktimisierung und innerfamilialen Missbrauch erlebt, sie müssen sich häufig mit der Abwertung von Weiblichkeit und der Stigmatisierung weiblicher sexueller Aktivität auseinandersetzen. Sie lassen Sex über sich ergehen, auch wenn es schmerzhaft und unangenehm ist, und finden keinen Weg, sich den Anforderungen des Partners – überwiegend handelt es sich um männliche Partner – zu widersetzen. Einzelne Zuspitzungen in dieser Gruppe sind, bestimmte sexuelle Handlungen als Folge des Missbrauchs nicht als Gewalt erkennen zu können oder zu wollen. Einige dieser Mädchen akzeptieren Machtbeziehungen und sehen Gewalt in Beziehungen teilweise als normal an.

Zu ihrem Schutz müssen die oben genannten Kompetenzen, Ausstattungen und die entsprechende Versorgung in der stationären Jugendhilfe gegeben sein. Die Aufgabe von Sekundärprävention besteht bei diesen Voraussetzungen im Lernen eigene Bedürfnisse zu erkennen, zu formulieren und in Beziehungen auszuhandeln und durchzusetzen. Es geht darum, angemessenen Selbstwert zu entwickeln und Weiblichkeit schätzen zu lernen.



Das dritte Muster von traumatischer Sexualisierung hin zum Umgang mit dem Risiko der Re-Viktimisierung ist eine starre Abgrenzung von Sexualität. Wenn dies hier als nicht adaptives Coping bezeichnet wird, ist damit nicht gemeint, dass alle Menschen unbedingt Sexualität mögen und leben sollen. Die Mädchen mit der hier genannten Problematik entscheiden sich jedoch nicht gegen Sex, sondern sie können sich nicht entscheiden. Es

handelt sich nicht um eine bewusste Strategie sich zu schützen oder einfach noch abzuwarten, sondern um ein Handlungsmuster, das aus dem Gewalterleben resultiert, eine Form traumatischer Sexualisierung darstellt und die Jugendlichen an der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe Sexualität hindert. Einige sagen, dass sie Männer hassen, oft können sie Nähe, Körperkontakt und Berührungen nicht ertragen. Diese Mädchen reduzieren aktuell das Risiko von Re-Viktimisierung, indem sie sexuelle Beziehungen ausschließen. Dies kann sich jedoch ändern, sobald sie sich verlieben.

Für den Schutz dieser Jugendlichen gilt das oben bereits ausgeführte. Sekundärprävention hätte zum Ziel: Lernen, Sexualität nicht nur bedrohlich zu sehen, Bewältigungsstrategien und Umgang mit der Angst vor Berührung lernen, lernen wie vertrauensvolle Freundschaft, Beziehung und Intimität gelingen können. Die Botschaft darf auf keinen Fall sein, dass zum (heterosexuellen) Sex gedrängt wird.



Das vierte Muster ist adaptives Coping mit einem relativ geringen Risiko der Re-Viktimisierung. Die Mädchen dieser Gruppe können sexuelle Beziehungen eingehen, Grenzen setzen und die Einhaltung der Grenzen durchsetzen. Hier geht es nicht um traumatische Sexualisierung, der sexuelle Missbrauch hatte diese Auswirkung nicht – was nicht bedeutet, dass keine anderen Belastungen entstanden sind. Die Jugendlichen können Bedürfnisse in ihren Beziehungen aushandeln und durchsetzen, auch aktiv entscheiden, dass sie noch warten wollen bzw. sich bewusst gegen Sexualität entscheiden, was meist für die Jüngeren zutrifft.

Weil diese Mädchen wenig riskantes Verhalten zeigen, steht Schutz nicht im Vordergrund, aber auch sie profitieren von einer fachlich guten Pädagogik, da es um mehr geht, als nur um Folgen für die Sexualität. Die Sekundärprävention sollte sie darin unterstützen, den sexuellen Missbrauch und seine Folgen in Beziehungen sicher zu kommunizieren.

Ganz generell gehört zur Sekundärprävention die Vermittlung der Bedeutung von Stigma und Stigma-Management, Strategien gegen Mobbing, Arbeit an einem verbesserten Selbstbewusstsein und eine Auseinandersetzung mit den Zuschreibungen an Weiblichkeit und Männlichkeit. Hier brauchen Mädchen aus sehr patriarchalen Familien spezielle Unterstützung. Eine Sondergruppe sind Trans*Jugendliche, die spezifischen Risiken der Stigmatisierung und Re-Viktimisierung ausgesetzt sind. Das Basisrepertoire von Sekundärprävention sollte zudem eine an die Belastungen und Problemlagen angepasste emanzipative Sexualpädagogik umfassen. Einrichtungen der stationären Jugendhilfe brauchen entsprechende sexualpädagogische Konzepte, sowie Schutz- und Präventionskonzepte (Eberhard et al. 2016; Helfferich et al. 2016, Kavemann et al. 2016b). Unterstützung von und Sekundärprävention für jugendliche Mädchen nach sexuellem Missbrauch darf sich nicht auf die psychischen Folgen des Gewalterlebens konzentrieren, sondern muss die sozialen Folgen – Beziehungen, Peer-Gruppe und soziales Umfeld – in den Blick nehmen.

Weiterlesen zum Thema Re-Viktimisierung

Helfferich, Cornelia; Kavemann, Barbara; Kindler, Heinz; Nagel, Bianca; Schürmann-Ebenfeld, Silvia (2017) Reviktimisierung nach sexuellem Missbrauch in einer Hochrisikogruppe – Ergebnisse einer Mixed Methods Studie bei Mädchen und jungen Frauen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. In: Dekker, Arne/ Henningsen, Anja/ Retkowski, Alexandra/ Voß, Heinz-Jürgen/ Wazlawik, Martin (Hrsg.) (in Vorbereitung): Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten – Aktuelle Forschungen und Reflexionen, Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften

Kavemann, Barbara; Helfferich, Cornelia; Nagel, Bianca (2016) Subjektive Theorien von jugendlichen Mädchen über Re-Viktimisierung nach sexuellem Missbrauch. In: Kindesmisshandlung und Vernachlässigung Heft 2/2016, S. 124-150

Kavemann, Barbara; Graf-van Kesteren, Annemarie; Rothkegel, Sibylle; Nagel, Bianca (2016a). Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit. Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Helfferich, Cornelia; Kavemann, Barbara (2016) Kein Sex im Kinderheim. Prävention sexueller Gewalt in der stationären Jugendhilfe. In: Sozialmagazin, 41.Jg. Heft 7-8, S. 52-60



2. Sexualpädagogik mit von sexuellem Missbrauch betroffenen Mädchen – ja, bitte!

Entwicklung und Evaluation eines sexualpädagogischen Workshops

Sexualpädagogik mit ihrem Konzept des selbstbestimmten und selbstverantworteten Lebens von Sexualität und die intensive Debatte über sexuelle Gewalt müssen sich nicht gegenüberstellen, auch wenn eine Harmonisierung beider Diskussionsstränge und der daraus resultierenden Praxis vielen schwierig erscheint. Es handelt sich um zwei historisch gewachsene pädagogische Ansätze, die sich sinnvoll und wirkungsvoll ergänzen. Oft erweist sich das Thema Gewalt als ein Schwergewicht mit eigener Dynamik. Expertinnen und Experten betonen jedoch, die Information über sexuelle Gewalt solle keinesfalls der erste Schritt sein: zuerst sollten Kinder und Jugendliche mehr über die positiven, lustvollen Seiten von Sexualität erfahren. Sexualität soll keinesfalls nur als Gefährdung im Kontext von Gewalt, ungewollter Schwangerschaft oder Krankheit thematisiert werden, auch wenn diese Aspekte natürlich von Wichtigkeit sind. Prävention ist nach wie vor ein Feld, in das die verantwortlichen Stellen nur zögernd investieren und durch die Begrenzung des Zeitbudgets auch das Spektrum der Inhalte stark eingrenzen. Oft wird dann der Information über Gewaltrisiken der Vorrang vor dem Sprechen über Sexualität eingeräumt, was nicht hilfreich ist.

Eine stetig wachsende Anzahl von Kitas lässt sich zu Fragen der kindlichen Sexualität und der

Sexualpädagogik fortbilden, Sexualpädagogik in Grundschulen trifft ganz überwiegend das Interesse von Eltern. Selbst die Gruppe der Eltern mit Migrationshintergrund, denen meist eine sehr konservative Einstellung zugeschrieben wird, ist zunehmend der Schule dankbar, wenn sie einen Part bei der sexuellen Aufklärung übernimmt. Dann können sich die Institution und das Elternhaus partnerschaftlich diese Aufgabe teilen.

Auf der anderen Seite stellen bestimmte Elterninitiativen Konzepte einer an Vielfalt orientierten Sexualpädagogik in Frage, die für ihr Empfinden zu weit geht. Die Norm sollte Heterosexualität sein.

Kritische Stimmen befürchten, dass „Sexualpädagogik zur Gefahrenabwehr instrumentalisiert wird“ (Sielert 2011). Die Schlaglichter, die seit 2010 die Vielzahl von sexuellen Übergriffen im Gewand progressiver Pädagogik sichtbar machten, verdeutlichen jedoch wie wichtig es ist, beide Themen eng miteinander zu verschränken. Eine Sexualpädagogik, die der Lebenswirklichkeit von Jugendlichen gerecht werden will – und das gilt vor allem, wenn es um Jugendliche mit einer Vorgeschichte von Gewalt geht – muss Sexualität mit all ihren Facetten thematisieren. Es geht nicht darum, ausschließlich einen Gefährdungsdiskurs zu führen und vor Sexualität zu warnen, noch darum, Sexualität schönzureden.

“Acknowledging the prevalence of sexual ambivalence and the impossibility of always being able to define sexual experiences as either positive or negative is vital for discussion that seeks to explore the complexity of sexual relations in any real depth.”

(Cameron-Lewis und Allen 2013)

Eine Vereinfachung eines so komplexen und widersprüchlichen Phänomens wie Sexualität in die eine oder andere Richtung ist keine Lösung. Jugendliche erleben ihre sexuelle Entwicklung, die damit verbundenen Gefühle, erste sexuelle Kontakte und Beziehungen ja nicht nur gut oder schlecht. Sexuelle Begegnungen lassen nicht in solch einfache, dualistische Begrifflichkeit pressen. Im Laufe der Entwicklung machen alle Mädchen und Jungen auch unangenehme Erfahrungen, vieles muss ausprobiert werden, um herauszufinden, was gefällt, was gut tut, was abgelehnt wird, was triggert. Nur in der Verbindung von Information und Reflexion aller Erlebnisse – auch der häufigen sexuellen Übergriffe und Kränkungen, die sich nicht immer vermeiden lassen, kann Sexualpädagogik für Jugendliche wirklich Hilfe und Orientierung sein. Die Verbindung der Themen führt nicht zu Verwirrung, sondern zu mehr Klarheit. Jugendliche brauchen Unterstützung dabei, die Gleichzeitigkeit von Wollen, und nicht Wollen, von Lust und Risiko zu kommunizieren, um sie zu verstehen.

Ambivalenz muss immer mitgedacht werden, denn zwischen gewolltem und ungewolltem bzw. erzwungenem Sex liegen viele Grautöne, die mit einem rein schwarz-weißen Raster nicht erfasst werden.

Muelenhard und Peterson (2005) fragten jugendliche Mädchen und junge Frauen nach ihren Erfahrungen und stellten fest, dass sie häufig von ungewolltem Sex berichteten, dem sie aber zugestimmt hatten, der nicht erzwungen wurde. Sie hatten eingewilligt, weil sie das Resultat wollten: Intimität und Zärtlichkeit, Aufwertung in den Augen der Peers, Zufriedenheit des Partners/der Partnerin, Spannungen in der Beziehung vermeiden. Andererseits sprachen sie auch von gewolltem Sex, in den sie aber nicht eingewilligt hatten, weil sie die Konsequenzen fürchteten: schlechter Rufschädigung, Schwangerschaft, Stigmatisierung. Die Unterscheidung zwischen dem Verlangen nach Sex und der Inkaufnahme von Konsequenzen erwies sich als wichtig für das Verständnis ihres Verhaltens (ebenda 16). Nicht wenige beschrieben sexuelle Lust und gleichzeitig Gefühle von körperlicher und psychischer Verletzlichkeit. Sexualpädagogik, die diese Zwischentöne aufgreift bzw. Mädchen danach fragt und erzählen lässt, wird deren Beziehungsrealitäten gerecht. Sie kann auch eher zwischen ungewolltem Sex, in den aus verschiedenen Gründen eingewilligt wurde, und erzwungenem Sex sowie zwischen dem Wunsch nach Sex mit einem Partner oder einer Partnerin, der aber zu keiner Einwilligung führte, unterscheiden und damit Schuldgefühle nach Vergewaltigungen mindern: der Wunsch ist das eine, die explizite Einwilligung ist jedoch entscheidend (ebenda 18).

Der präventive Beitrag einer ganzheitlichen Sexualpädagogik mit sexuell missbrauchten Mädchen hat so verstanden folgende Ziele:

- **Wissensdefizite ausgleichen und falsche Informationen korrigieren:** Es geht um verlässliche Information, was in Ordnung ist und was nicht. Täter und Täterinnen erklären ihre sexuellen Übergriffe häufig

für ganz normal und für berechtigt. Mädchen glauben oft an ihre eigene Schuld und haben spezifische Probleme, wenn sie während des Missbrauchs sexuelle Erregung gespürt haben. Nicht wenige Mädchen haben zwar vielfältige Erfahrung mit sexuellen Situationen, aber kaum Wissen über körperliche Funktionen oder Verhütung. Mädchen aus sehr traditionell-patriarchalischen Familien mit muslimischem Hintergrund haben häufig falsche Vorstellungen von der Anatomie der Jungfräulichkeit. Hier gilt wörtlich, dass Wissen Macht ist, Ermächtigung im Sinne von mehr Selbstbestimmung.

- **Sich als normal erleben können:** Die Ängste, die viele Mädchen entwickelt haben, durch den sexuellen Missbrauch beschädigt worden zu sein oder nicht normal zu sein, weil ihnen etwas passiert ist, was anderen nicht passiert, können in der Gruppe gleichermaßen Betroffener bearbeitet werden. Es können sich Selbsthilfe-Dynamiken entwickeln, die zur Stärkung der Mädchen beitragen. Die Anleitung durch eine Frau, die sowohl über Sexualität als auch über Gewalterleben kompetent und unaufgeregt sprechen kann, bietet Sicherheit.
- **Fragen stellen, die sie sonst nicht fragen können:** Alle Jugendlichen haben sehr viele Fragen zum Thema Sexualität. Mit den Pädagog*innen in den Einrichtungen kann nicht immer über solch heiklen Dinge gesprochen werden, genauso wenig wie das mit Eltern möglich ist. Manches ist zu intim oder zu peinlich. Eine externe Fachkraft, die einen Workshop zu diesen speziellen Themen anbietet, ist deutlich besser als Ansprechperson geeignet. Sie sagt zudem Vertraulichkeit zu, es können ihr also auch Erlebnisse erzählt werden, die problematisch

waren, oder eigenes Verhalten, das gegen die Regeln der Einrichtung verstoßen hat.

- **Rückmeldung unter Peers:** Sich gegenseitig zuhören, erleben wie andere Mädchen mit einem vergleichbaren Hintergrund über Gewalt, sexuelle Erfahrungen, sexuelle Wünsche und Probleme in Beziehungen sprechen, ist von großer Bedeutung für die Mädchen. Der Kontext des Workshops sichert zu, dass hier keine gegenseitige Verstärkung von Mythen und Falschinformationen stattfindet und keine gegenseitige Abwertung. Im Gegenteil können die Mädchen voneinander profitieren und es können sich Freundschaften vertiefen oder Unterstützungsnetzwerke entwickeln.
- Als präventiver Beitrag dient auch **der Austausch unter Jugendlichen** über ihre Lebensplanung sowie ihre Wünsche in sexuellen und partnerschaftlichen Beziehungen. Durch den Abgleich mit anderen, kann eine eigene Position geklärt werden. Das verstärkt u.a. auch die Selbstakzeptanz in Bezug auf den eigenen Körper, die eigene sexuelle Orientierung und stellt Geschlechterstereotype in Frage. Über das Thema Sexualität kommunizieren zu können ist eine wichtige Kompetenz.

2.1 Die stationäre Jugendhilfe – ein Ort, der viel mit Sexualität zu tun hat

Sexualität ist ein zentrales Thema des Jugendalters und die Kommunikation darüber von daher eine wichtige Aufgabe für alle, die mit Jugendlichen arbeiten. Im Kontext der stationären Jugendhilfe bekommt das Thema jedoch eine besondere Bedeutung: die Jugendlichen leben hier, alles, was sonst im Rahmen von Familie zum Gespräch wird, muss hier seinen Platz finden. Die Beziehungen zu den Pädagoginnen und Pädagogen ersetzen die Elternbeziehungen nicht. Es gibt Ähnlichkeiten – z.B. dass sie zwar alltäglich und vertraut, aber von beiden Seiten keine selbstgewählten und gewünschten Beziehungen sind. Vor allem aber gibt es Unterschiede: es handelt sich um ein professionelles Verhältnis. Jugendliche qualifizieren es manchmal ab, indem sie sagen, die Pädagoginnen und Pädagogen würden ja „dafür bezahlt“. Der Charakter dieses professionellen Verhältnisses ist im stationären Kontext dadurch ausgezeichnet, dass unvermeidbar Situationen im Alltag geteilt und Themen angesprochen werden, die üblicherweise nicht dem Arbeitskontext sondern dem Privatbereich zugerechnet werden. Auch körperliche Nähe und Berührungen gehören in einer Art und Weise dazu, wie es für Soziale Arbeit und Pädagogik in anderen Arbeitsfeldern unüblich und nicht angemessen wäre (Schmauch 2011). Die Herausforderung für das Personal stationärer Jugendhilfe besteht darin, die Balance zwischen emotionaler Nähe, mit der die Jugendlichen wachsen können, und der Forderung nach „professioneller Distanz“ zu schaffen. Eine reflektierte, verantwortliche Grenzziehung ist das Thema der Pädagoginnen und Pädagogen, eine altersentsprechende Abgrenzung von den zuständigen Erwachsenen ist die Entwicklungsaufgabe der Jugendlichen. Grenzsetzung und Schutz der eigenen

Grenzen sind kontinuierlich Themen in diesem Lebens- und Arbeitsfeld. Die räumliche und emotionale Nähe zwischen Pädagoginnen, Pädagogen und Jugendlichen sowie der Jugendlichen untereinander stellt ein latentes Risiko für Grenzüberschreitungen dar. Eine offene Kommunikation über all diese Themen ist für die förderliche Entwicklung der Mädchen und Jungen erforderlich.

Eine spezifische Reaktion auf sexuellen Missbrauch in Kindheit und Jugend ist die traumatische Sexualisierung (Finkelhor und Browne 1985). Sie äußert sich auf zwei Weisen (1) Jugendliche zeigen offensives sexualisiertes Verhalten. Ihr Problem ist dann nicht, dass sie keine Sprache für das haben, was ihnen passiert ist, sondern dass sie ständig über Sexualität reden, eine sexualisierte Sprache verwenden und beliebig wirkende sexuelle Beziehungen eingehen. Dieses Verhalten kann zur Ausgrenzung aus der Wohngruppe führen und ein Anlass für wiederholten Wechsel der Einrichtungen sein, wenn Leitung und Team über kein geeignetes Konzept verfügen, wie diese Jugendlichen unterstützt werden können. (2) Sie vermeiden sexuelle Kontakte und Berührungen, haben oft Angst vor Berührungen, ziehen sich zurück, wollen mit dem Thema Sexualität nichts zu tun haben.

Jede stationäre Einrichtung muss über ein passendes sexualpädagogisches Konzept verfügen, das an den positiven, lustvollen Seiten der Sexualität ansetzt und die Jugendlichen in ihrer Entwicklung begleitet. Ein Konzept, das den Schwerpunkt vor allem auf die Vermeidung von Schwangerschaften, sexuell übertragbare Krankheiten und Gewaltprävention legt, ist für eine solche Begleitung nicht geeignet. Diese problematischen Seiten von Sexualität müssen unbedingt thematisiert werden, dürfen die Auseinandersetzung

mit diesem Lebensthema aber nicht dominieren. Das Schutz- und Präventionskonzept einer Einrichtung muss die Vorbelastung der Mädchen und Jungen und die daraus resultierenden Risiken aufgreifen.

Sexualpädagogik – oder auch sexuelle Bildung, wie inzwischen von vielen bevorzugt gesagt wird, womit nicht der pädagogische Zugang gemeint ist, sondern ein Konzept das sich auf den selbstgesteuerten und lebenslangen Bildungsprozess bezieht – kann Gefährdungen verringern helfen und bei der Suche unterstützen, was denn am besten zur eigenen Persönlichkeit passt, welche Berührungen und sexuellen Aktivitäten als angenehm und lustvoll empfunden werden und gewünscht sind, welche aber z.B. an den sexuellen Missbrauch erinnern bzw. Erinnerungen und Gefühle triggern, die mit erlebter Gewalt verknüpft sind, und die deshalb vermieden werden müssen. Sexualpädagogik ist kein einmaliger Akt der Wissensvermittlung sondern braucht Zeit und muss Entfaltungsraum und Auseinandersetzungsmöglichkeiten bieten. „Sexualpädagogik bietet einen geschützten Raum, in dem Heranwachsende gemeinsam, persönlich und nah an ihren eignen Erfahrungen über Sexualität, Liebe und Moral reden und sich austauschen können. Dabei können sie eigene Haltungen entwickeln und reflektieren“ (GSP 2014).

Vor allem der Austausch und die Anregung zur Reflexion können für Mädchen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben, eine große Hilfe bei der Bewältigung sein. Cameron-Lewis und Allen (2013) weisen darauf hin, dass „consent“, also Einwilligung, eine Grundvoraussetzung für positive sexuelle Kontakte ist, dass aber sehr nebulös bleibt, was unter Einwilligung und Freiwilligkeit zu verstehen ist. Neben den Wünschen und Unsicherheiten der Jugendlichen spielt sozialer Druck, sich in die eine oder andere Richtung zu verhalten, eine große Rolle und schränkt Freiwilligkeit ein. Sexualpädagogik kann den Raum bieten, über

diese Nöte zu sprechen und eigene Positionen zu entwickeln, ob, wie und

mit wem Sexualität gelebt werden will.

„Das Wissen und die Inanspruchnahme von sexuellen Rechten kann die Motivation stark erhöhen, sich gegen Übergriffe zur Wehr zu setzen. Dies legt einen Schwerpunkt auf die Sprachfähigkeit – aufseiten der Heranwachsenden wie auch der pädagogisch Tätigen.“

(Henningsen 2016)

Auch die WHO betont die Bedeutung einer Sexualerziehung, die mehr als nur die möglichen Risiken wie unerwünschte Schwangerschaften und sexuell übertragene Infektionen behandelt, für das soziale Lernen. „Die WHO tritt für ein ganzheitlicheres Vorgehen ein: Junge Menschen sollen unvoreingenommen und wissenschaftlich haltbar über alle Aspekte der Sexualität aufgeklärt werden, wobei ihnen geholfen werden muss, Wertvorstellungen, Einstellungen und Fähigkeiten zur Bestimmung ihrer eigenen Sexualität und ihrer Beziehungen in verschiedenen Lebensphasen zu entwickeln. Damit werden junge Menschen befähigt, ihre Sexualität und ihre Partnerschaften erfüllt und verantwortlich auszuleben“ (WHO 2012).

Nähe und Distanz im pädagogischen Alltag – eine Herausforderung

Machtverhältnisse zwischen Erwachsenen und kleinen Kindern sind entwicklungsbedingt und unvermeidlich. Bei Jugendlichen muss sehr viel mehr ausgehandelt werden und Verantwortung zugewiesen bzw. Selbstverantwortung eingefordert werden. „Für das Wohlergehen der bei ihnen lebenden Kinder und Jugendlichen tragen die

pädagogischen Einrichtungen eine Verantwortung, die sich auf ihre Strukturen bezieht, eine institutionelle Verantwortung also.“ (Kappeler 2014:12) Eine kritische Reflektion der Machtverhältnisse in der Einrichtung auf dem Hintergrund pädagogischer Qualitätsstandards ist die einzige Möglichkeit, dem Machtmissbrauch, der sich eben auch in Grenzverletzungen äußern kann, vorzubeugen. Die Regulierung von Grenzachtung und Grenzsetzung, von Nähe und Distanz muss regelmäßig auf der Tagesordnung von Teamsitzungen stehen und sehr ernst genommen werden.

Zur Problematik von Körperlichkeit und Sexualität in der Sozialen Arbeit hat Ulrike Schmauch grundsätzliche Überlegungen veröffentlicht (Schmauch 2011). Berufliche Beziehungen in der Sozialen Arbeit bewegen sich in einer großen Bandbreite zwischen Nähe und Distanz; sie sind durch eine strukturell riskante Widersprüchlichkeit zwischen Nähe und Distanz geprägt. Die Balance beider Elemente stellt ihrer Meinung nach eine ständige Herausforderung an die Professionalität sozialer Fachkräfte dar. Diese begleiten und betreuen Menschen in ihrem Leben, kommen mit deren Privat- und Intimsphäre in Berührung und beraten sie in ganz persönlichen oder auch intimen Fragen. Auch Schmauch (ebenda) thematisiert die Machtverhältnisse: „Auf der einen Seite ist es notwendig, dass soziale Fachkräfte in beruflichen Beziehungen Nähe zu Klientinnen und Klienten zulassen und fördern, aber das bedeutet auch, dass damit auch Einmischung und Kontrolle verbunden sind und dass soziale Fachkräfte im Rahmen ihres gesetzlichen und institutionellen Auftrags über Macht gegenüber Klientinnen und Klienten verfügen.“ Das Machtverhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern bzw. Jugendlichen ist somit ein Doppeltes.

Ebenso notwendig wie die professionelle Nähe ist auf der anderen Seite die professionelle Distanz, die soziale Fachkräfte wahren und ihren

Klient*innen deutlich vermitteln müssen. Die Distanz ist Konsequenz der beruflichen Rolle, einer Tätigkeit, die bezahlt ist und auf der Grundlage einer Ausbildung und eines Arbeitsauftrags ausgeübt wird. Die Distanz muss zudem auch immer wieder subjektiv hergestellt werden, indem Fachkräfte die Abhängigkeit der Klient*innen von sich und die eigene institutionelle Macht berufsethisch reflektieren und sich ihre in der Regel ungewollte und nicht immer klar bewusste Beteiligung an unvermeidlichen emotionalen Verstrickungen bewusst machen.

In einer asymmetrischen Beziehung ist Nähe generell mit einem höheren Risiko der Grenzverletzung verbunden als in paritätischen Beziehungen, und je weniger die mit der Nähe verbundenen Machtaspekte gesehen werden, umso eher können diese Arbeitsbeziehungen sexuell oder aggressiv entgleisen. Im beruflichen Kontakt mit Menschen, die emotional vernachlässigt worden sind, kann zu viel Distanz diese Erfahrungen aktualisieren und auch retraumatisierend wirken. Distanzierung im stationären Kontext, die vergleichbar dem Liebesentzug von Eltern strafend als Vergeltung für Fehlverhalten eingesetzt wird ist unprofessionelles Verhalten. Ebenso wie unzulässige Nähe mit den angeblichen Bedürfnissen der Mädchen und Jungen gerechtfertigt wird, kann auch destruktive Distanz gerechtfertigt werden: als angeblich professionell, aber in Wahrheit ausschließlich dem Selbstschutz dienend, wenn die Jugendlichen und ihre Probleme als zu problematisch erlebt werden und professionelle Kompetenz fehlt.

Kappeler (2014) geht auf die Problematik ein, dass gerade in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe Mädchen und Jungen leben, die emotional sehr bedürftig und auf der Suche nach Zuwendung und Zärtlichkeit sind, was in der Pubertät zu Verliebtsein in Erzieher*innen führen kann. „In solchen Situationen ist die Ausbalancierung von Nähe und Distanz eine professionelle Herausforderung für den Pädagogen

und die Pädagogin. Die Distanz muss gewahrt werden, ohne die Nähe zu zerstören. Den Kindern bzw. Jugendlichen müssen eindeutige Grenzen aufgezeigt werden, ohne sie zu kränken, zu verletzen, ihr Bedürfnis zu diskriminieren, sie als Person abzulehnen oder zurückzuweisen.“ (ebenda: 16)

Jugendliche Mädchen mit den Folgen traumatischer Sexualisierung haben oft massive Probleme, Grenzen zu ziehen und Grenzen anderer wahrzunehmen und zu respektieren. Zudem sehen sie in vielen Situationen eine sexuelle Komponente, die nicht beabsichtigt war. Ein Beispiel: Im Interview wird eine 16-Jährige nach ihrer Beziehung zu ihrer Bezugsbetreuerin gefragt und sie fragt nach: „Beziehung? Wie jetzt? Sexuell?“ Schutzkonzepte für pädagogische Institutionen müssen diese Problematik thematisieren und die Fachkräfte damit vertraut sein, um die Einrichtung für diese Mädchen sicher zu machen.

Auch Pädagog*innen denken und fühlen sexuell. Es braucht auf ihrer Seite ein Bewusstsein dafür, dass eine besondere Anziehungskraft entstehen kann. Wenn erotische Schwingungen tabuisiert sind, können Fachkräfte sich schwer an Kolleg*innen wenden, um professionell handeln zu können. Fachkräfte müssen sich bewusst über ihre eigene Haltung zu Sexualität sein und ihre eigene sexuelle Geschichte gut kennen, um die pädagogische Beziehung nicht für eigene Bedürfnisse auszunutzen oder nicht unbewusst und impulsiv (aus Sorge oder Wunsch nach Kontrolle) in die Intimsphäre der Mädchen einzugreifen.

Weiterlesen zum Thema Sexualität in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe

Helfferich, Cornelia; Kavemann, Barbara (2016). Kein Sex im Kinderheim. Prävention sexueller Gewalt in der stationären Jugendhilfe. In: Sozialmagazin, 41 (7-8), 52-60.

Helfferich, Cornelia; Kavemann,

Barbara; Kindler, Heinz; Nagel, Bianca; Schürmann-Ebenfeld, Silvia (in Vorbereitung). Reviktimisierung nach sexuellem Missbrauch in einer Hochrisikogruppe. Ergebnisse einer Mixed Methods Studie bei Mädchen und jungen Frauen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. In: Dekker, Arne; Henningsen, Anja; Retkowski, Alexandra; Voß, Heinz-Jürgen; Wazlawik, Martin (Hrsg.): Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten. Aktuelle Forschungen und Reflexionen, Wiesbaden: Springer VS.

Schmauch, Ulrike (2016). Sexualpädagogisches Handeln in der Sozialen Arbeit. In: Henningsen, Anja, Timmermanns, Stefan; Tuidel, Elisabeth (Hrsg.): Sexualpädagogik kontrovers, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 32 – 44.

Risiko und Schutz ausbalancieren

Den Wunsch, die Jugendlichen in ihren Einrichtungen vor erneuter Gewalt und weiteren Übergriffen zu beschützen, haben sicher alle, die in der stationären Jugendhilfe arbeiten. Wenn Jugendliche wenig stabil sind, wenn sie sich in der Alkohol- oder Drogenszene bewegen, wenn sie problematische oder gewaltförmige Beziehungen eingehen oder wenn sie nachts nicht nach Hause kommen, dann stehen Pädagog*innen oftmals vor dem Problem, gegen die Wünsche der Jugendlichen die Regeln der Einrichtung durchsetzen zu müssen. Selbst wenn die Regeln nicht rigide umgesetzt werden, bleibt doch die Frage, wann zum Schutz der Jugendlichen eingegriffen werden muss.

Die Adoleszenz ist eine Lebensphase, in der vieles ausprobiert wird und daher auch viele Fehler gemacht werden müssen. Gewisse Risiken sind notwendig für Entwicklung, nur in Freiräumen kann ein verantwortungsbewusster Umgang mit dem eigenen

Körper, mit Intimität und Sexualität sowie den eigenen Grenzen erlernt werden.

- Verbote allein sind kontraproduktiv und erzeugen Widerstand.
- Privatheit und Sexualität zuzugestehen, heißt ein Stück weit auf Kontrolle zu verzichten.
- Die Risiken und der Schutzbedarf der Jugendlichen sind sehr unterschiedlich, und in einer großen Gruppe ist es schwierig, allen gerecht zu werden.
- Kollektive, offenherzige „Sexualitätsdiskurse“ müssen die Grenzen derjenigen wahren, die nicht mit Sexualität konfrontiert sein wollen.
- Das Ausklammern von Sexualität ist ein Risiko, weil Kommunikation bei Schwierigkeiten dann erschwert ist.
- Vertrauensvolle Kommunikation ist ein zentraler Aspekt von Schutz.

Wenn das Team einer stationären Einrichtung den Schwerpunkt auf die gelingende Kommunikation mit den Jugendlichen legt – auch über Fragen von Sexualität, Liebe und Beziehungen – dann ist es auf dem richtigen Weg.

Weiterlesen zu sexualpädagogischen Konzepten:

Henningsen, Anja; Schele Ursula (2015). Sexuaufklärung und Schutz vor sexualisierter Gewalt – Ansätze der Sexualpädagogik und der Gewaltprävention. In: BZgA FORUM, 2/2015, 3-7.

Deegener, Günther (2013). Risiko- und Schutzfaktoren des Kinder- und Jugendhilfesystems bei Prävention und Intervention im Kinderschutz, Lengerich: Pabst.

Tuider, Elisabeth; Müller, Mario; Timmermanns, Stefan; Bruns-Bachmann, Petra; Koppermann, Carola (2012). Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit. Weinheim: Juventa.

Berenike-Schmidt, Renate; Sielert, Uwe (2013). Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim: Juventa.

Hamberger, Matthias (2014). Sexuelle Bildung – ganz bewusst und praktisch. Erfahrungen mit einem Inhouse-Projekt in einer Einrichtung für Erziehungshilfe. In: Forum Erziehungshilfen, 5 (14) , 303-307

2.2 Evaluation der sexualpädagogischen Workshops

Die Workshops wurden mit einem Prä- und einem Post-Fragebogen evaluiert. Ursprünglich war vorgesehen, die Einstellungsfragen nach der Einschätzung der Mädchen von Risiken und riskanten Verhaltensweisen, die vorab an die Teilnehmerinnen gerichtet wurden, auch im Nachhinein noch einmal zu stellen, um eine mögliche Veränderung zu erfassen. Davon nahmen wir aufgrund von Rückmeldungen der Sexualpädagoginnen schnell Abstand. Zum einen eignet sich dieses Vorgehen nicht, wenn die Workshoptage unmittelbar aufeinander folgen, zum anderen endet der Workshop in einer positiven, optimistischen Stimmung und die Fragen nach den Themen Risiko und Übergriffe nahmen dem Ende des Workshops diese positive Qualität. Es wurde danach nur noch nach der Bewertung der Workshoptage gefragt.

Zusätzlich zu den Fragebögen wurde nach jedem Workshop ein kurzes Interview mit den Sexualpädagoginnen geführt, um deren Einschätzungen und Verbesserungsvorschläge festzuhalten und diese gegebenenfalls direkt umzusetzen.

Die Bewertung der Workshops durch insgesamt 22 Mädchen fiel positiv aus.

Wichtig ist zuerst einmal die Rückmeldung, dass allen die Teilnahme Spaß gemacht hatte. Fast alle gaben an, sich wohlgefühlt zu haben und dass ihre Erwartungen erfüllt wurden.

- Mehrheitlich bejahten sie auch, „etwas Neues dazugelernt und neue Erfahrungen gemacht“ zu haben. Die Mädchen, die hier nicht zustimmten, waren möglicherweise diejenigen, die als die Älteren in einer Gruppe mit überwiegend jüngeren Mädchen nicht so profitieren konnten, wie sie erhofft hatten. Dies konnte man unter anderem den Verbesserungsvorschlägen der Mädchen entnehmen.
- Mit großer Mehrheit gaben die Mädchen an, dass ihre Fragen ausreichend beantwortet worden waren, und bis auf zwei haben sich alle getraut, offen über alles zu reden.
- Zusätzlich hatten die Mädchen die Möglichkeit dem gesamten Workshop eine Schulnote zu geben (Noten 1 bis 6). Auch hier zeigte sich, dass der Workshop überwiegend positiv bewertet wurde. Die Durchschnittsnote des Workshops liegt bei 2,11 (n=19). Die Zufriedenheit der Mädchen war also insgesamt hoch.

Frage	Mittelwert
Der Workshop hat mir Spaß gemacht	M = 1,48 (n=21)
Ich habe in dem Workshop Neues zu den Themen Liebe, Partnerschaft und Sexualität erfahren	M = 1,90 (n=20)
Meine Fragen wurden ausreichend beantwortet	M = 1,33 (n=18)
Ich konnte gut mit den Gruppenleiterinnen über die Themen Liebe, Partnerschaft und Sexualität reden	M = 1,56 (n=16)
Ich habe mich getraut offen zu sein	M = 1,43 (n=21)
Ich habe mich insgesamt wohl gefühlt	M = 1,62 (n=21)
Meine Erwartungen an den Workshop wurden erfüllt	M = 1,75 (n=20)
Die Dauer des Workshops war für mich richtig	M = 1,60 (n=20)

Quelle: Stefanie Wagner (2016: 43); Antwortkategorien: „stimme voll und ganz zu“=1; „stimme eher zu“=2; „stimme eher nicht zu“=3; „stimme gar nicht zu“=4

Die Gesamtbewertung der Fragen, die den Mädchen nach dem Workshop gestellt wurden, ergibt einen Mittelwert von M=1,58. Auch aus den offenen Rückmeldungen, die die Mädchen geben konnten, lässt sich herauslesen, dass der Workshop sehr gut bei den Mädchen angekommen ist und sie auch den Sexualpädagoginnen sehr wertschätzend gegenüberstanden.

Die Evaluation der Auswertungsinterviews mit den Gruppenleiterinnen ist in den nachstehenden Abschnitt eingeflossen.

2.3 Erkenntnisse aus den sexualpädagogischen Workshops für jugendliche Mädchen in der stationären Jugendhilfe

Kann das jede und jeder machen? Wie kann es gelingen? Was wird dafür gebraucht?

Antworten auf oft gestellte Fragen.

Wer kann eine solche Fortbildung durchführen?

Wir empfehlen ein Team aus einer Sexualpädagogin und einer Pädagogin aus der Mädchenpädagogik bzw. der stationären Jugendhilfe. Kenntnisse und Kompetenzen zu diesen beiden Bereichen tragen dazu bei, dass die Spezifik einer Gruppe aus Mädchen mit einer Geschichte sexuellen Missbrauchs ausreichend berücksichtigt werden kann.

Eine sexualpädagogische Ausbildung bedeutet keinesfalls automatisch, dass es keine Berührungspunkte mit dem Thema sexualisierte Gewalt gibt. Umgekehrt bedeuten Erfahrungen in der Mädchenpädagogik oder stationären Jugendhilfe nicht, dass die Mitarbeiterinnen sprachfähig zu Sexualität sind. Im Team müssen beide Bereiche gut vertreten sein und zwar müssen beide Pädagoginnen sich mit beiden Themenfeldern gründlich auseinandergesetzt haben.


In diesen Gruppen für diese spezifische Zielgruppe kommen die negativen Seiten von Sexualität zur Sprache, auch die Gewalterlebnisse. Damit angemessen umzugehen erfordert professionelle Kompetenz. Auch die Schuldgefühle betroffener Mädchen werden Thema und die gegenseitigen Reaktionen der Mädchen auf Erzählungen von Gewalt.

Welche Voraussetzungen sind bei der Auswahl der Mädchen zu beachten?

Damit Mädchen für den Workshop angesprochen und gewonnen werden, ist es wichtig, dass die Thematik klar benannt wird. Sie dürfen nicht den Eindruck gewinnen, sie seien mit dem Thema Sexualität gelockt und dann als sexuell missbraucht geoutet worden. Es ist hilfreich, wenn bekannt ist: dies ist ein Angebot speziell für Mädchen mit einer Geschichte sexuellen Missbrauchs ist, denn diese bekannte Voraussetzung erleichtert das Sprechen über erlebte Gewalt und Übergriffe. Gleichzeitig muss bei der Ansprache bedacht werden, dass die Spezifik der Gruppe sowohl ein Privileg als auch eine Stigmatisierung bedeuten kann. Werden Mädchen gedrängt, daran teilzunehmen, weil sie „Probleme haben und es gut für sie wäre“ oder auch „weil es ihnen dann besser geht“, werden sie das als Stigmatisierung empfinden. Haben sie die freie Wahl, erleben sie es als Privileg. Die Teilnahme an einer kleinen Gruppe mit zwei Pädagoginnen zu einem spannenden Thema wird in der Regel als etwas Besonderes erlebt

Die Pädagoginnen sollten sich im Vorfeld informieren und abklären, dass die teilnehmenden Mädchen ausreichend stabil sind. Mädchen in akuten psychischen Krisen sollte die

Teilnahme nicht angeboten werden. Ein Hintergrunddienst in den Einrichtungen ist nicht unbedingt vonnöten und sollte, wenn er für sinnvoll gehalten wird, diskret gehandhabt werden, um die Mädchen nicht zu verunsichern oder zu stigmatisieren. Im Anschluss an den Workshop sollten die Mädchen in ihren Einrichtungen von den dortigen Mitarbeiter*innen in Empfang genommen werden. Falls Bedarf besteht, ist dann ein Gespräch möglich.




Wie groß können die Gruppen sein? Wie heterogen können bzw. sollen sie sein?

Eine Gruppengröße von sechs Mädchen ist gut, mehr als acht sollten es auf keinen Fall sein. Sehr kleine Gruppen unter vier Mädchen stellen eine spezielle Herausforderung dar, weil bei dieser Größe sich kein Mädchen ohne weiteres ins Zuhören zurückziehen kann, sondern alle immer gefordert sind. Rückzug aus der Diskussion sollte zu diesem Thema aber möglich sein. Aufgabe der Pädagoginnen ist es, die Mädchen im Blick zu behalten. Dafür ist es von Vorteil, wenn zu zweit gearbeitet wird. Bei Bedarf kann dann auch ein Einzelgespräch parallel zur Gruppe angeboten werden, wenn es einem Mädchen nicht gut geht.

Eine allzu heterogene Zusammensetzung kann das Gelingen des Workshops gefährden. Wichtig ist vor allem, dass die Mädchen in einem ähnlichen Alter sind. Erfahrungen mit einer sehr großen Altersspanne haben gezeigt, dass die älteren Mädchen dann nicht das vom Workshop bekamen, was sie sich erhofft hatten: sie stellten viele Fragen nicht, weil sie den Eindruck hatten, diese Themen den „Kleinen“ nicht zumuten zu können. Das Thema Verhütung z.B. traf bei den Jüngeren, die noch keine Erfahrung mit sexuellen Beziehungen hatten, nicht auf Interesse, war aber für die Älteren wichtig. Eine gewisse Unterschiedlichkeit im Erfahrungshorizont kann aber den erfahreneren Mädchen die Gelegenheit geben, die weniger Erfahrenen an ihrem Wissensvorsprung teilhaben zu

lassen.

Es konnten Erfahrungen mit unterschiedlichen Gruppenkonstellationen gesammelt werden: In Gruppen mit Mädchen aus derselben Einrichtung oder Wohngruppe, die sich alle kennen, muss kaum Zeit für Kennenlernen oder Vertrauensaufbau eingeplant werden. Allerdings muss dann mit einer Dynamik gerechnet werden, die sich zwischen den Mädchen bereits einge spielt hat und die für die Pädagoginnen nicht leicht durchschaubar ist. Das kann den Gruppenprozess hemmen, weil Mädchen mit einem hohen Status in der Gruppenhierarchie andere beeinflussen bzw. unter Druck setzen können und dann ein offenes Gespräch eingeschränkt wird. Eine Gruppe mit Mädchen aus unterschiedlichen Einrichtungen braucht Unterstützung beim Vertrauensaufbau, wofür Zeit einkalkuliert werden muss. Hier können sich Mädchen finden und Freundschaften bilden. Auch hier ist die Dynamik jedoch nicht vorhersehbar.



Wie sollten die zeitliche Struktur und die räumlichen Gegebenheiten sein?

Die Erfahrungen sagen ganz deutlich: ein zweitägiger Workshop ist einem eintägigen vorzuziehen. Die beiden Tage sollten jedoch keine zwei aufeinander folgenden Wochenendtage sein. Die Mädchen sollten einen freien Tag haben. Andernfalls kommen sie nach einer durchgefeierten Nacht unausgeschlafen und schlecht gelaunt in die Gruppe oder bleiben gleich ganz fern bzw. werden von den Erzieher*innen genötigt, aufzustehen und zur Gruppe zu gehen. Zudem hat sich bewährt, zwischen den beiden Workshoptagen zwei bis drei Wochen vergehen zu lassen. In der Zwischenzeit konnte über die Inhalte des ersten Tages nachgedacht werden und neue Fragestellungen entwickelten sich. In einem Fall hatte eine Einrichtung extra um einen eintägigen Workshop gebeten, weil die Ansicht war, die Mädchen hielten keine zwei Tage durch. Am Ende dieses Tages gab es jedoch noch viele offene Fragen und Gesprächsbedarf, ein

zweiter Tag wäre im Sinne der Mädchen gewesen.

Workshops können innerhalb der Einrichtung stattfinden, in der die Mädchen leben. Es hat aber Vorteile, einen externen Raum zu wählen, um Ablenkungen und Störungen zu reduzieren und die Besonderheit des Treffens zu verstärken. Ein Raum z.B. in einer Beratungsstelle hat den zusätzlichen Effekt, dass die Zugangsschwelle zur Fachberatung gesenkt wird. Der Raum sollte Platz genug für Spiele und Körperübungen bieten und möglichst warm und freundlich sein. Tageslicht ist unverzichtbar. Neben einem Stuhlkreis werden für kreative Einheiten auch Tische gebraucht. Ein Flipchart zum Visualisieren von Fragen und Stichworten ist sehr hilfreich. Die Pädagoginnen dekorierten den Raum immer mit Plakaten – z.B. von der BZgA – und Materialien, sodass die Thematik Sexualität auf eine nicht bedrängende Weise immer präsent war. Auch das Thema sexualisierte Gewalt muss sichtbar sein. Der Workshop signalisiert, dass dies ein Thema ist, über das gesprochen werden kann und vermittelt eine warme und akzeptierende Atmosphäre.


Welche Voraussetzungen für die Durchführung sind sonst zu beachten?

Eine Hintergrundbereitschaft in den teilnehmenden Einrichtungen ist nicht grundsätzlich erforderlich. Eine gute Kooperation mit den Bezugserzieher*innen der Mädchen ist aber wichtig, um vorab Informationen über die Praxis von Sexualpädagogik in der Einrichtung einzuholen und Fragen der Verantwortung für die Mädchen zu klären, wenn sie z.B. in einen anderen Ort reisen oder anderswo übernachten müssen, um an dem Workshop teilzunehmen. Es ist auch sinnvoll im Gespräch mit den Bezugserzieher*innen oder auch der Einrichtungsleitung den Bedarf an Fortbildung für das Team abzuklären und dann Fortbildung zu vermitteln. Unsere Erfahrungen zeigen, dass die Koppelung der Angebote für die Mädchen und für das Team sehr

sinnvoll ist. Der sexualpädagogische Workshop soll eine Besonderheit sein, die von externen Expertinnen angeboten wird, aber im Alltag der Einrichtung ist Kompetenz und Sprachfähigkeit zum Thema Sexualität erforderlich, damit der Workshop nachhaltige Wirkung entfalten kann. Das bedeutet, dass die Einrichtung das Thema Sexualität und das Thema sexualisierte Gewalt wolle und mittragen muss.

Mit welcher Dynamik in der Gruppe kann gerechnet werden?

Die Dynamik in einer Gruppe ist nie wirklich vorhersehbar. Die Pädagoginnen brauchen Kompetenz und Erfahrung mit unerwarteten Entwicklungen umzugehen. Unsere Erfahrungen können einige Hinweise geben: Es kann dazu kommen, dass ein Mädchen die Gelegenheit nutzen möchte um sehr ausführlich von ihrem Gewalterleben zu erzählen. Damit bleibt für andere Mädchen deutlich weniger Raum für ihre Erfahrungen. Es kann zu einer Konkurrenz kommen, wer die aufregendste Geschichte hat, wer das stärkste Trauma erlitten hat oder wer sich am besten in Szene zu setzen weiß. Hier muss eingegriffen und gegengesteuert werden, um zu vermeiden, dass Mädchen von dieser Dynamik erfasst werden und ungewollt viel erzählen, was sie später bereuen oder ganz allgemein über ihre Grenzen gehen. Wenn zwei Mädchen am Workshop teilnehmen, die ein Paar sind oder ein Paar waren, kann das eine ganz eigene Dynamik auslösen. In einem Fall fand die eine das kreative Arbeiten gut, die andere fand es albern, es entstand ein Loyalitätskonflikt und die Gruppe bekam die schlechte Stimmung des Paares zu spüren. Eine spezifische Dynamik kann auch in die Gruppe getragen werden, wenn mehrere Mädchen aus derselben Wohngruppe teilnehmen, die Konflikte miteinander haben. Hier muss im Vorfeld darauf geachtet werden, dass die Teilnahme für alle offen ist und nicht einzelne Mädchen aufgrund von Streitigkeiten ausgeschlossen werden.



Welche allgemeinen Aspekte zu den Methoden sind zu beachten?

Eine wichtige Methode ist der Gruppenvertrag: Alles, was hier gesagt wird, bleibt in diesen vier Wänden und wird nicht weitergetragen. Jede sagt nur, was sie sagen will. Vor allem am Anfang von sexualpädagogischen Veranstaltungen sind die Sorgen groß, dass unangenehme Situationen entstehen könnten oder Grenzen verletzt werden. Das kann sehr schnell aus dem Weg geräumt werden, wenn den Jugendlichen zu Beginn versichert wird, dass sie die Kontrolle darüber behalten, was sie preisgeben und wie sehr sie sich einbringen wollen.

Zentral für gelingende Prävention ist die aktive Beteiligung der Zielgruppe. Für den Workshop bedeutet dies, dass mit vielen aktivierenden Methoden gearbeitet wird, nicht nur mit Gesprächen und Informationsvermittlung, obwohl auch dafür Platz sein muss. (Genaueres zu der Methodik und dem Ablauf des Workshops im folgenden Abschnitt.)

Beim Sprechen über Sexualität geht es um Vertrauen. Die Workshop-Leiterinnen müssen zu Beginn das Vertrauen der Mädchen gewinnen. Am besten gelingt das durch eine klare Vermittlung der Ziele, die Zusicherung von Vertraulichkeit, die Definition von Gruppenregeln sowie Offenheit und Interesse an dem, was die Fragen der Mädchen sind.

Kreative Methoden bieten eine Gelegenheit zu sprechen, ohne anderen ständig in die Augen schauen zu müssen. Die Konzentration liegt auf der handwerklichen Tätigkeit und das Gespräch verläuft nebenher, was entlastend wirken und ein sich Einfinden in die Gruppe erleichtern kann. Manche Fragen lassen sich in dieser Situation leichter stellen. Es kann auch zwischenzeitlich mal entspannen, sich dem Thema im Rahmen einer kreativen Aktivität zuzuwenden.

Kommunikation über die Themen Sexualität und Gewalt sind jedoch das zentrale Thema des Workshops. Es geht darum, die Sprachfähigkeit der Mädchen zu stärken, Begriffe und Fremdworte zu erklären und zu übersetzen. Dafür braucht es die Erlaubnis, eigene Worte und den unter Jugendlichen üblichen Sprachgebrauch zu verwenden, ohne dass Erwachsene tadelnd eingreifen. Dass manche Bezeichnungen einen herabwürdigenden oder diskriminierenden Inhalt oder Beiklang haben, kann im Verlauf der Arbeit besprochen werden.

Wichtig sind Spiele und Übungen, die Bewegung und Spaß fördern. Der Workshop soll keine Schulstunde sein. (Beispiele für den Einsatz von Übungen im folgenden Abschnitt.)

→ 3. Und jetzt ganz praktisch: So kann's gehen.

Workshop: „Ich sag was ich will“

(Co-Autorin: Sandra Harthun-Palmowski)

Emanzipatorische Sexualpädagogik

Ziel der emanzipatorischen sexualpädagogischen Arbeit mit Menschen aller Altersstufen ist die Befähigung, Sexualität mit all ihren Facetten als überwiegend positive Lebensenergie zu sehen und zu leben. Sie sollen in die Lage versetzt werden, ihre sexuellen Bedürfnisse zu kennen und zu bejahen, aber auch wahrzunehmen, wann ihre Grenzen durch andere überschritten und ihre sexuelle Selbstbestimmung untergraben werden. Ebenso wissen sie, wann sie selber die Grenzen anderer überschreiten und verändern diesbezüglich ihr Verhalten.

Ein weiteres Ziel ist die sexuelle Selbstbestimmung in Bezug auf sexuelle Orientierung in all ihrer Vielfalt: das Wissen, dass Heterosexualität und die Ungleichbehandlung von Frauen und Männern nicht die Norm sind, sondern eine Folge von (sexuellen) Lern- und Sozialisationsprozessen.

Die emanzipatorische sexualpädagogische Arbeit führt dazu, die eigene Einstellung zu hinterfragen und sozial verantwortlich zu handeln. (vgl. Berenike-Schmidt und Sielert 2013)

Ziele und Methoden des sexualpädagogischen Workshops

Der sexualpädagogische Workshop soll die Mädchen dazu befähigen eine verbesserte sexuelle Selbstbestimmung und das Erkennen und Abwehren von sexuellen Grenzverletzungen zu erlangen. Das wird erreicht durch Kommunikation über Sexualität, Anregungen zur Selbstreflexion, angeleitete Rollenspiele und einen gezielten Wissenserwerb.

Das Erlebte nicht „bei Seite schieben“, sondern diese Erfahrung als Teil des Mädchens ernst zu nehmen, ist eine zentrale Aufgabe. Teil der gleichen Aufgabe ist es jedoch auch die Teenagerin zu sehen, mit all ihren altersgemäßen Träumen, Wünschen und Fragen zu den Themen Liebe, Freundschaft, Sexualität und dem eigenen Körper. Sie will Antworten und sucht nach Rollenvorbildern. Sexualität stellt in diesem Zusammenhang mit all ihren Aspekten ein positives und sinnliches Element der eigenen Identität dar.

Eine wertschätzende und vertrauensvolle Begleitung der Mädchen in Form einer angemessenen Kommunikation, Wissensvermittlung, Wahrnehmungsschulung und Selbstbehauptung ist ein möglicher Schlüssel zur primären und auch sekundären Prävention von (erneuter) sexualisierter Gewalt.

Räumliche Bedingungen

Es kann ein Vorteil sein, einen Raum außerhalb der Einrichtung zu suchen, um die einzelnen Workshoptage durchzuführen. Zum einen werden die Mädchen nicht durch den „Einrichtungsalltag“ abgelenkt oder gestört, zum anderen ist es eine Wertschätzung: *Ein schöner Raum nur für euch für eine schöne gemeinsame Zeit.* Hier bietet sich die Kooperation z.B. mit einem Mädchentreffpunkt an. Die Mädchen entdecken so ein weiteres Freizeit- und ggf. Beratungsangebot für sich und erweitern ihr persönliches Netzwerk. Ein heller und ausreichend großer Raum wird von den Workshop-Leiterinnen „sinnlich und thematisch“ dekoriert und übersichtlich gestaltet. In der Gestaltung ist darauf zu achten, dass keine der Dekorationsmaterialien und Bilder Hinweise auf sexuelle Gewalt zeigen oder daran erinnern um das Risiko des „Triggerns“ nach Möglichkeit zu vermindern.

Die Mädchen sollen sich willkommen fühlen und die schöne Atmosphäre aufnehmen.

Zeitlicher Umfang und besondere Anforderungen an das Workshop Team

Ein Tagesworkshop umfasst maximal 6 Zeitstunden pädagogische Arbeitszeit.

Hierzu zählen: Begrüßung, Tagesplanbesprechung, Kreativarbeit, sexualpädagogische Einheiten, Rollenspiele sowie auflockernde Spiele für den Einstieg und den Abschluss. Zusätzlich ist darauf zu achten, ob Einzelne oder auch die Gruppe insgesamt weitere Auszeiten / Pausen benötigt, diese sind bei Bedarf zuzulassen.

Der Zeitplan sollte mit seinen Übungen, thematischen Einheiten und Spielen individuell an die Gruppe angepasst

werden. Beispielsweise brauchen Gruppen, die miteinander vertraut sind, keine „Kennenlernspiele“. Ebenso ist es ratsam, Diskussionen, welche positiv und zielführend verlaufen, nicht abzubrechen. Die Mädchen sowie die Gruppendynamik insgesamt werden beobachtet und Signale aufgenommen. Änderungen im Zeitplan oder thematischer Art werden den Mädchen mitgeteilt bzw. mit den Mädchen entschieden.

Zum Auftakt der zweiten Einheit legen die Pädagoginnen gemeinsam mit den Mädchen die zentralen und für alle gültigen Umgangsregeln fest:

- Alles darf gesagt und besprochen werden
- Jede darf, keine muss – wenn ein Mädchen einzelne Angebote nicht aktiv mitmachen möchte, ist das in Ordnung
- Gemeine und abwertende Kommentare zu Aussagen der anderen Mädchen sind nicht erwünscht
- Gesagtes bleibt im Raum.

Die Mädchen und Workshop-Leiterinnen sprechen über diese Grundsatzregeln, modifizieren diese ggf. und erkennen sie an.

3.1 Konzeptelemente und spezifische Ziele

Einstieg und Abschluss eines jeden Workshoptages

Einstieg- und Abschluss sind enorm wichtig für ein gutes Gelingen des Workshops. Zum Anfang kommen die Mädchen zum Teil misstrauisch und/ oder ängstlich in den Raum. Die Pädagoginnen sind fremd und ggf. wollen erneut Menschen mit ihnen über ihre erlebte sexuelle Gewalt sprechen. In der Einstiegsphase stellen sich die Pädagoginnen und die Mädchen vor und lernen sich kennen. Der jeweilige Tagesplan ist gut sichtbar, zeigt auf, dass es viele schöne und interessante Themen gibt und wird mit den Mädchen abgestimmt. Persönliche Themenwünsche und Bedürfnisse werden mit eingeplant und berücksichtigt.

In den Abschlussrunden werden die Arbeitsphasen von den Pädagoginnen zusammengefasst und wertvolle Erkenntnisse und Ergebnisse dargestellt. Die Mädchen geben ihr persönliches Feedback zum Workshop, positive und/ oder negative Gefühle, Themenwünsche etc. alles darf gesagt werden. Die Pädagoginnen geben ein sehr positives und wertschätzendes Feedback an jedes Mädchen und an die Gesamtgruppe.



Die Pädagoginnen verhalten sich freundlich, vermittelnd und begleiten die Mädchen sicher und deutlich strukturiert durch den Tag. Sie sorgen für eine vertrauliche Atmosphäre. Die Mädchen sollen das Gefühl haben, persönlich gesehen zu werden.

Kreativarbeit

Bild, Text oder Skulptur zu Liebe, Partnerschaft und Sexualität gestalten und vorstellen

Ziele: Die eingesetzten Kreativtechniken verstärken Kompetenzbereiche z.B. Malen, Gestalten, kreativer Ausdruck etc. der Mädchen. Kreative Handlungen eignen sich, um Spannungen zu lösen und den Gedanken freien Lauf zu lassen.

Die Mädchen stellen in ihren Werken einen individuellen Entwurf zu Liebe, Partnerschaft oder Sexualität her. Sie positionieren sich. Sie entwerfen einen Wunsch oder verarbeiten Belastendes. Die kreative Handlung und die Reflexion tragen zur Auseinandersetzung und Verarbeitung bei.



Die Gruppe und die Pädagoginnen wertschätzen die jeweiligen Arbeiten und Ausführungen.

Sexualpädagogische Einheiten

Gedankenstürme zu „Liebe Freundschaft und Sexualität“ und zu „meine Rolle als Mädchen bzw. Frau: Alles was den Mädchen dazu einfällt darf gesagt werden und wird von einer Workshopleiterin stichwortartig und gut lesbar protokolliert. Im Anschluss werden die Begriffe und Aussagen besprochen.

Begriffe, die möglicherweise mit Scham behaftet sind, werden laut ausgesprochen. Das ist erlaubt. Die Übung setzt sich mit der individuellen Bewertung von Begriffen und Situationen auseinander. Die Mädchen benennen Begriffe, beschreiben ihre Erfahrungen und Gefühle dazu. Sie setzen ihre Gefühle und Erfahrungen mit denen der anderen Mädchen in einen Abgleich.

Ziele: Sprachhemmungen zum Thema sind überwunden, Vertrauen innerhalb der Gruppe ist hergestellt, eine individuelle Neueinordnung / Bewertung der Begriffskonzepte und der Kommunikationsfähigkeit ist hergestellt, Gewaltsituationen, ob verbal oder nonverbal, sind erkannt und reflektiert.

Körperwissen und Entwicklung

Mein Körper, die Pubertät, mein Zyklus, Verhütungsmittel, Schwangerschaft und sexuell übertragbare Krankheiten und HIV sowie Beziehungs- und Familienplanung sind Themen dieser Einheit.

Ziele: Die Mädchen wissen um Körpervorgänge und Funktionen von Verhütungsmitteln. Wirkungen, Handhabung sowie mögliche Risiken sind den Mädchen bekannt. Sie haben erkannt, dass in einer Beziehung beide für den Einsatz von Verhütungsmittel verantwortlich sind und dass sie dieses bei ihrem Partner/ ihrer Partnerin einfordern dürfen. Sie wissen, dass sie Nein sagen dürfen, wenn sie keine Nähe und/ oder Sex haben wollen. Handlungsstrategien wurden im Rollenspiel erprobt. Sie

lernen die Sichtweisen der anderen Mädchen kennen.

Neben dem kognitiven Körperwissen sind auch emotionale Zugänge zum Körpergefühl wichtig. In der Sexualpädagogik spielt die Auseinandersetzung mit Körnernormen und body modification eine Rolle (z.B. Piercing und Tätowierung, aber auch Schneiden und andere Selbstverletzungen). Die Wertschätzung des eigenen Körpers, das Wohlfühlen, wird oftmals bei Mädchen erschwert. Viele sind unzufrieden und sehen sich weit weg von Idealen. Ein Austausch über den Druck und die fast unerfüllbaren Erwartungen bringen Entlastung und erleichtern die Selbstannahme. Auch hier liegt ein präventiver Wert: die Wertschätzung des eigenen Körpers macht weniger angreifbar.



Die Pädagoginnen lassen grundsätzlich viel Raum für Peer to Peer Beratung. Sie ergänzen, vermitteln Wissen, korrigieren und decken Mythen zum Thema auf. Sie achten darauf, sich in ihren Formulierungen nicht nur auf heterosexuelle, sondern auch auf sexuell vielfältige Beziehungen zu beziehen. Ebenfalls begleiten sie die Übung mit großer Aufmerksamkeit und geben bei Bedarf einzelnen Mädchen die Möglichkeit auszusteiigen und / oder im Einzelgespräch weiter zu machen. Oftmals haben die Mädchen ein gestörtes Verhältnis zum Thema Intimität. Falls der Begriff nicht fällt, sollten die Pädagoginnen das Wort mit einbringen und besprechen.

Rollenspiele

„Wie verhalte ich mich richtig?“

In dieser Übung werden die Mädchen ins angeleitete Rollenspiel eingewiesen. Es werden Situationen und Szenen nachgestellt, wie sie im Alltag, z.B. auf der Straße, im Club, im Chat, beim Rendezvous etc. auftreten können.

Die beobachtenden Mädchen geben Reflexionshilfe, zeigen alternatives Verhalten auf und schreiben ggf. mit den Darstellerinnen das Drehbuch um.

Ziele: Verhaltensweisen sind erprobt, Gefühle und Eindrücke sind in Worte gefasst, Handlungsstrategien anderer Mädchen wurden beobachtet. Anregungen für alternative Handlungswege sind vorhanden, persönliche Handlungsstrategien modifiziert und Selbstwirksamkeit erkannt.



Die Pädagoginnen begleiten aufmerksam das Rollenspiel und entscheiden über den Zeitpunkt für einen Schnitt. Nun bringt die Spielleiterin die Beobachterinnen ins Spiel. Sie sollen kommentieren, wie sie die Darstellungen empfunden haben. Ob es versteckte Absichten in den Figuren gab, die nicht gesehen wurden? Ob es Alternativen gegeben hätte den Handlungsverlauf zu beeinflussen?

Dann befragt sie die Rollenspielerinnen nach ihrem Empfinden und ihren Gefühlen in ihrer jeweiligen Rolle. Anschließend nimmt die Pädagogin den Mädchen die Rollen als Spielerinnen und Beobachterinnen wieder ab und begrüßt sie in der Realität.

Spiele für den Einstieg und den Übergang

Sogenannte „Warming-Up-Spiele“ sind grundsätzlich ratsam, um in Arbeitsphasen einzusteigen und Verbindungen zu schaffen. Im besten Fall lockern und wärmen diese Spiele auf, bringen Spaß, regen an, lösen Spannungen und tragen zu einer positiven Stimmung in der Gruppe bei. Zudem können sie dazu beitragen, das Sprechen über Sexualität, welches oftmals mit Scham behaftet ist, zu erleichtern.



„Warming Up – Spiele“ kommen nicht immer gut an. Zum einen finden manche Teilnehmerinnen Spiele in der Gruppe grundsätzlich „doof“, zum anderen haben einzelne aus ganz unterschiedlichen Gründen Schwierigkeiten sich einzulassen. Hier sind die Pädagoginnen gefragt. Ratsam ist immer, mehrere Spiele vorzubereiten um dann, mit Blick auf die Stimmung und die Bedürfnisse innerhalb der Gruppe, spontan in der Lage zu sein, den Spielplan zu verändern. Wenn ein Mädchen nicht teilnehmen möchte so ist das in Ordnung und wird wertschätzend zugelassen.

Das Sammeln der Begriffe erfolgt ohne wertende Kommentare. Im Anschluss können alle Mädchen sich zu einzelnen Begriffen äußern und erläutern, weshalb sie diese positiv oder negativ sehen.

Die Mädchen brauchen eine richtige Mittagspause. Es kommt gut an, dafür auszugehen, es besteht dann aber immer das Risiko, dass sehr viel Zeit verloren geht, wenn das Essen nicht gut organisiert ist. Auch Pizza zu bestellen, wird geschätzt.

Nach der Mittagspause ist ein erneutes Warming-up in Form von Bewegungsspielen hilfreich.

- Dann folgt eine zweite Kreativeinheit – mein Bild/ Text/ Skulptur zu Sexualität
- und danach eine weiterer thematischer Block zu Körperwissen und Entwicklung: Mein Körper, die Pubertät, mein Zyklus, Verhütungsmittel, Schwangerschaft und sexuell übertragbare Krankheiten und HIV sowie Beziehungs- und Familienplanung. Hier gibt es viel Raum für Fragen und Diskussion.

Der erste Tag endet mit einer Feedbackrunde, dem Ausblick auf den zweiten Workshoptag und der Verabschiedung.

Nach einer Spieleinheit zur Auflockerung geht es in eine thematische Einheit, deren Ablauf die Mädchen schon kennen:

- Gedankensturm „Meine Rolle als Mädchen/ als junge Frau“ mit anschließender Auswertung.

Die Mittagspause verläuft ebenso, wie aus dem ersten Workshoptag bekannt. Bekannte Abläufe vermitteln ein Gefühl von Verlässlichkeit.

Danach stellen die Mädchen ihre persönlichen Kunstwerke „Mein Bild/ Text/ Skulptur zu Sexualität“ vor und sie werden besprochen.

Ein weiterer thematischer Block ist als praktische Übung angelegt:

- Rollenspiele „Wie verhalte ich mich richtig?“ mit anschließender Auswertung greifen kritische Situationen auf und ermöglichen den Mädchen, sich gegenseitig zu beraten und Erfahrungen zu besprechen.

Die Abschlussrunde wird mit einem Lieblings-Spiel und der Auswertung der Workshoptage etwas umfangreicher gestaltet. Dann folgt der Abschied. Die Mädchen nehmen ihre Schatzkistchen mit.



Der zweite Tag, der optimal etwa zwei bis drei Wochen später stattfindet, beginnt wieder mit Ankommen und Begrüßung und einem Warming-up. Der Tagesplan wird vorgestellt



Besprechung der „Reste vom letzten Workshop“ und Wünsche für den heutigen Tag. „Was hat sich verändert, was möchte ich noch wissen und wo brauche ich noch den Rat der anderen Mädchen und Pädagoginnen?“

Eine detaillierte Konzeption mit zahlreichen Beispielen für Übungen und Spiele sowie zum Einsatz vor Materialien und den Bezugsquellen ist über unsere Sexualpädagogin erhältlich:

Sandra Harthun-Palmowski:
harthun-palmowski@web.de

4 Literatur

- Alexander, P.** (1992). Application of Attachment Theory to the Study of Sexual Abuse. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 60 (2), 185-195.
- Andresen, S.** (2016). Sehen und gesehen werden. Unsere Bilder von Betroffenen. In: BZgA (Hrsg.): *Respekt! Schulen als ideale Orte für Prävention von sexualisierter Gewalt. Eine Handreichung*. Köln.
- Arata, C. M.** (2002). Child Sexual Abuse and Sexual Revictimization. In: *Clinical Psychology: Science and Practice*, 9 (2), 135-164.
- Bartholomew K.;** Horowitz, L. M. (1991). Attachment Styles among Young Adults. A Test of a Four-Category Model. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 61 (2), 226-244.
- Berenike-Schmidt, R.;** Sielert, U. (2013). *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim: Juventa.
- Böllert, K.** (Hrsg.) (2014). *Sexualisierte Gewalt. Institutionelle und professionelle Herausforderungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Cameron-Lewis, V.;** Allen, L. (2013). Teaching pleasure and danger in sexuality education. In: *Sex Education*, 13 (2), 121-132.
- Classen, C. C.;** Gronskaya Palesh, O.; Aggarwal, R. (2005). Sexual Revictimization: A Review of the Literature. In: *Trauma, Violence & Abuse*, 6 (2), 103-129.
- Collin-Vézina, D.;** Coleman, K.; Milne, L.; Sell, J.; Daigneault, I. (2011). Trauma Experiences, Maltreatment-Related Impairments, and Resilience Among Child Welfare Youth in Residential Care. In: *International Journal of Mental Health and Addiction*, 9 (5), 577-589.
- Deegener, G.** (2014). *Risiko- und Schutzfaktoren des Kinder- und Jugendhilfesystems bei Prävention und Intervention im Kinderschutz*, Lengerich: Pabst.
- Eberhardt, B.;** Naasner, A.; Nitsch, M. (2016). Handlungsempfehlungen zur Implementierung von Schutzkonzepten in Einrichtungen der Kinder-, Jugend und Behindertenhilfe. Erfahrungen und Ergebnisse der Bundesweiten Fortbildungsoffensive 2010–2014. DGfPI.
[↓https://dgfpi.de/tl_files/pdf/bufo/2016-08-26_BuFo_Abschluss_2016.pdf↑](https://dgfpi.de/tl_files/pdf/bufo/2016-08-26_BuFo_Abschluss_2016.pdf)
- Fegert, J. M.;** Hoffmann, U.; König, E.; Niehues, J.; Liebhardt, H. (Hrsg.) (2015). *Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Finkelhor, D.;** Browne, A. (1985). The traumatic impact of child sexual abuse. A conceptualization. In: *American Journal of Orthopsychiatry*, 55 (4), 530-541.
- Flammer, A.;** Alsaker, F. D. (2002). *Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter*. Bern: Huber.

- Frothingham T. E.; Hobbs, C. J.; Wynne, J. M.; Yee, L. L.; Goyal, A.; Wadsworth, D.** (2000). Follow up study eight years after diagnosis of sexual abuse. In: Archives of Disease In Childhood, 83 (2), 132-134.
- Gahleitner, S. B.** (2009). Was hilft ehemaligen Heimkindern bei der Bewältigung ihrer komplexen Traumatisierung. Expertise im Auftrag des Runden Tisches Heimerziehung.
[↓http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_Expertise_Trauma.pdf↑](http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_Expertise_Trauma.pdf)
- Gahleitner, S. B.; Hensel, T.; Baierl, M.; Kühn, M.; Schmid, M.** (Hg.) (2016). Traumapädagogik in psychosozialen Handlungsfeldern. Ein Handbuch für Jugendhilfe, Schule und Klinik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Goffman, E.** (1975). Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gold, S. R.; Sinclair, B. B.; Blage, K. A.** (1999). Risk of sexual revictimization: a theoretical model, In: Aggression and Violent Behavior, 4 (4), 457-470.
- GSP** (Gesellschaft für Sexualpädagogik) (2014). Statement zur sexuellen Vielfalt und sexualpädagogischen Professionalität. Kiel.
[↓www.sexualpaedagogik.uni-kiel.de/de/aktuelles/oeffentliche-diskurse↑](http://www.sexualpaedagogik.uni-kiel.de/de/aktuelles/oeffentliche-diskurse)
- Hamberger, M.** (2014). Sexuelle Bildung – ganz bewusst und praktisch. Erfahrungen mit einem Inhouse-Projekt in einer Einrichtung für Erziehungshilfe. In: Forum Erziehungshilfen 5 (14), 303-307.
- Helfferrich, C.; Kavemann, B.** (2016). Kein Sex im Kinderheim. Prävention sexueller Gewalt in der stationären Jugendhilfe. In: Sozialmagazin, 41, (7-8), 52-60.
- Helfferrich, C.; Kavemann, B.; Kindler, H.; Nagel, B.; Schürmann-Ebenfeld, S.** (in Vorbereitung). Reviktimisierung nach sexuellem Missbrauch in einer Hochrisikogruppe. Ergebnisse einer Mixed-Methods Studie bei Mädchen und jungen Frauen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. In: Dekker, A.; Henningsen, A.; Retkowski, A.; Voß, H.-J.; Wazlawik, M. (Hrsg.): Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten. Aktuelle Forschungen und Reflexionen. Wiesbaden: Springer VS.
- Helming, E.; Kindler, H.; Langmeyer, A.; Mayer, M.; Entleitner, C.; Mosser, P.; Wolff, M.** (2011). Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen in Institutionen. Rohdatenbericht. München: DJI.
- Henningsen, A.; Schele U.** (2015). Sexualaufklärung und Schutz vor sexualisierter Gewalt – Ansätze der Sexualpädagogik und der Gewaltprävention. In: BZgA FORUM 2/2015, 3-7.
- Herman, J. L.** (1993). Sequelae of prolonged and repeated trauma: evidence for a complex post-traumatic syndrome (DESNOS). In: Davidson, J. R. T.; Foa, E. B. (Hrsg.): Posttraumatic stress disorder. DSM-IV and beyond. Washington, CD: American Psychiatric Press, 213-228.
- Hobbs, G.; Hobbs, C.; Wynne, J.** (1999). Abuse of Children in Foster and Residential Care. In: Child Abuse & Neglect, 23, 1239-1252.
- Hurrelmann, U.** (Hrsg.) (1998). Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim und Basel: Beltz.
[↓http://paedagogik-news.stangl.eu/entwicklungsaufgaben-nach-hurrelmann/↑](http://paedagogik-news.stangl.eu/entwicklungsaufgaben-nach-hurrelmann/)

- Jud, A.** (2008): Sexueller Kindesmissbrauch – Begriffe, Definitionen und Häufigkeiten. In: Fegert, J. M.; Hoffmann, U.; König, E.; Niehues, J.; Liebhardt, H. (Hrsg.) (2015). Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich. Berlin, Heidelberg: Springer, 41-49.
- Kappeler, M.** (2014). Anvertraut und ausgeliefert – sexuelle Gewalt in pädagogischen Institutionen. In: Böllert, K.; Wazlawik, M. (Hrsg.): Sexualisierte Gewalt. Institutionelle und professionelle Herausforderungen. Wiesbaden: Springer VS, 7-19.
- Kavemann, B.; Graf-van Kesteren, A.; Rothkegel, S.; Nagel, B.** (2016a): Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit. Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben. Wiesbaden: Springer VS.
- Kavemann, B.; Rothkegel, S.; Nagel, B.** (2016b). Umgang mit nicht aufklärbaren Fällen von Verdacht auf sexuellen Missbrauch in Institutionen. Online-Broschüre.
[↓http://www.barbara-kavemann.de/download/2015_Broschue-re_nicht_aufklaerbare_Verdachtsfaelle.pdf](http://www.barbara-kavemann.de/download/2015_Broschue-re_nicht_aufklaerbare_Verdachtsfaelle.pdf)↑
- Kavemann B.; Helfferich, C.; Nagel, B.** (2016). Subjektive Theorien von jugendlichen Mädchen über Re-Viktimisierung nach sexuellem Missbrauch. Eine Untersuchung mit Mädchen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe. In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung. Interdisziplinäre Fachzeitschrift für Prävention und Intervention 19 (2), 124-149.
- Krahé, B.; Tomaszewska, P.; Kyuper, L.; Vanwesenbeeck, I.** (2014). Prevalence of sexual aggression among young people in Europe. A review of the evidence from 27 EU countries. In: Aggression and Violent Behavior, 19 (5), 545-558.
- Lepage, J.; Tourigny, M.; Pausé, R.; McDuff, P.; Cyr, M.** (2010). Sexual behavior problems in children in Quebec youth protection services: Associated factors. In: European Journal of Sexology and Sexual Health, 19, 87-91.
- Mietzel, G.** (2002). Wege in die Entwicklungspsychologie. Kindheit und Jugend. Weinheim: Beltz.
[↓http://www.stangl.eu/psychologie/entwicklung/Sexualitaet-Jugend.shtml](http://www.stangl.eu/psychologie/entwicklung/Sexualitaet-Jugend.shtml)↑
- Menne, K.; Rohloff, J.** (2014). Sexualität und Entwicklung, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Muehlenhard, C. L.; Highby, B. J.; Lee, R. S.; Bryan, T. S.; Dodrill, W. A.** (1998). The sexual revictimization of women and men sexually abused as children: A review of the literature. In: Annual Review of Sex Research, 9, 177-223.
- Muelenhard, C. L.; Peterson, Z. D.** (2005). Wanting and not wanting sex: the missing discourse of ambivalence. In: Feminism & Psychology Vol 5 (1), 15-20.
- Priebe, G.; Svedin, C. G.** (2008). Child sexual abuse is largely hidden from the adult society. An epidemiological study of adolescents' disclosure. In: Child Abuse & Neglect 32, 1095-1108.
- Quindeau, I.** (2014). Wie kommt die Lust in den Körper? Die psychosexuelle Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen. In: Menne, K.; Rohloff, J. (Hrsg.) Sexualität und Entwicklung, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Schmauch, U.** (2016). Sexualpädagogisches Handeln in der Sozialen Arbeit. In: Henningsen, A.; Timmermanns, S.; Tuider, E. (Hrsg.) Sexualpädagogik kontrovers, Weinheim und Basel:, Beltz Juventa, 32 – 44.
- Schmid, M.** (2008). Entwicklungspsychopathologische Grundlagen einer Traumapädagogik. In: Trauma & Gewalt, 2. (4), 2-23.
- Schmid, M.** (2013a). Psychisch belastete Kinder in der Heimerziehung eine kooperative Herausforderung. In: Integras (Hrsg.): Leitfaden Fremdplatzierung. Zürich: Eigenverlag, 142-160.
- Schmid, M.** (2013b) Warum braucht es eine Traumapädagogik und traumapädagogische Standards? In: Lang, B.; Schirmer, C.; Lang, T.; Andrae de Hair, I.; Wahle, T.; Bausum, J.; Weiß, W.; Schmid, M. (Hrsg.): Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 56-82.
- Senn, T. E.; Carey, M. P.; Venable, P. A.** (2008). Childhood and adolescent sexual abuse and subsequent sexual risk behavior: Evidence from controlled studies, methodological critique and suggestions for research. In: Clinical Psychology Review, 26, 711-735.
- Sielert, U.** (2011). Sexualkulturbildung und Gewaltprävention in der sozialen Arbeit. In: Soziale Passagen, 3 (2), 253-267.
- Swanston, H. Y.; Parkinson, P. N.; Oates, R. K.; O'Toole, B. I.; Plunkett, A. M.; Shrimpton, S.** (2002). Further Abuse of sexually abused children. In: Child Abuse & Neglect, 26 (2), 115-127.
- Henningsen, A.; Timmermanns, S.; Tuider, E.** (2012). Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit, Weinheim: Juventa.
- Wagner, S.** (2016). „Prävention von Reviktimisierung bei sexuell missbrauchten Jugendlichen in Fremdunterbringung“ – Evaluation eines pädagogischen Präventionsworkshops. BA-Thesis an der Universität Augsburg, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät.
- WHO Regionalbüro Europa** (2012). Sexuelle Gesundheit ein Leben lang. [↓http://www.euro.who.int/de/health-topics/Life-stages/sexual-and-reproductive-health/news/news/2011/06/sexual-health-throughout-life↑](http://www.euro.who.int/de/health-topics/Life-stages/sexual-and-reproductive-health/news/news/2011/06/sexual-health-throughout-life)